# DIE FACKEL

Nr. 834—837 MAI 1930 XXXI. JAHR


## Befriedung

Gesprochen in Berlin 13. März, Prag 1. April, Wien 5. Mai

Wir leben im Zeitalter der Befriedung und da geziemt es sich, Rechenschaft abzulegen, wie weit ich mich schon der vorherrschenden Tendenz angepaßt habe und welche Zugeständnisse ich ihr noch zu machen gewillt bin, ohne meine destruktive Weltansicht geradezu zu verleugnen; wie weit ich also dem Geschmack des Publikums entgegenkommen könnte, ohne den Anhang zu enttäuschen. In dem Weltkrieg, in den ich mich aus Motiven, die mir heute nicht mehr erinnerlich sind, eingelassen habe, empfiehlt sich nach und nach der strategische Rückzug, der unstreitig auch seine Reize hat und sie namentlich zwei markanten Fällen meines polemischen Wirkens abgewinnen läßt. Er gewährt die Möglichkeit der Retablierung, ja der Rückkehr zum heimischen Herd der Sprachlehre und sonstigen kleinen Themen. Indem mir nichts übrig bleibt als die Überlegenheit eines Gegners anzuerkennen, der wehrlos seine Position behauptet, hoffe ich noch manche Entschädigung an Sätzen zu haben, die mir Freude machen, wenn sie von mir, und noch mehr Freude, wenn sie von andern sind. Ich habe ja nie gewußt, ob der Zustand, in den ich da gerate, Sieg oder Niederlage ist. Zweifellos gelingt es mir doch, die bürgerliche Wirklichkeit, indem ich sie bloß bei ihrem Wort nehme, so zu vergeistigen, daß sie sich in das angestammte Nichts auflöst. Ich lasse sie in die Schlinge ihrer Redensart treten, ich lege ihr die

eigenen Tonfallstricke; sie fällt herein, aber sie weiß es nicht und will es nicht wissen. Die üble Nachrede, die ich ihren Honoratioren halte, ist nichts als ein gutes Nachreden. Doch eine Welt, an deren Unwesenheit mir eben solches gelingt, ist so geartet, daß sie sich aus dem Nichts, in das ich ihren Schein zurückführe, standhaft materialisiert. Ich gebe mich gar keiner Täuschung über diesen Mißerfolg hin: wissend, daß ich zwar noch imstande wäre, in einem Auditorium, das so groß wäre wie die Welt, sie zum Lachen über sich selbst, zum Schaudern vor sich selbst zu bringen, solange ich vor ihr stehe; daß ich aber darüber hinaus nicht Macht hätte gegen eine Wirklichkeit, die, um fortleben zu können, eben den geistigen Mechanismus braucht, den zu dekomponieren mir nur scheinbar gelingt. Kein Franz-Moorisches Mittel des schreckenden Hohns vermöchte diesem zähen Leben ein Ende zu machen, und die vollkommenste Gabe, es in den Zustand der Lächerlichkeit zu versetzen, versagt vor der ungeheuren Apparatur, die sich das Nichtswürdig-Würdige, das Mächtig-Niederträchtige zugelegt hat; vor der Presse, durch die das Unbeschreibliche getan ist; vor dem raffinierten Zauber der Vervielfältigung, mit dem das Einfältige zum vorleuchtenden Paradigma wird. Volleres und Ganzeres wäre nicht denkbar als der Triumph einer Technik, die diesem Betrieb von Macht und Würde die tägliche Deckung aller ethischen und geistigen Blößen besorgt. Wohl, es mag das Todeszeichen einer Kultur sein, daß Lächerlichkeit nicht mehr tötet, sondern als Lebenselixir wirkt. Aber so hält man eben durch, solange das Irdische währt und bis die Nachlebenden die Welt erkennen, auf die sie gekommen sind. Längst sonst und immer wieder müßte man doch sehen, daß diese Typen, aus allem Minus erschaffen, sich verbraucht haben; daß die Attrappen bersten, nicht tragfähig für die Fülle eingeredeten Inhalts; daß

das Nichts als Persönlichkeit nicht weiter kann im Bewußtsein der satirischen Kontrolle; daß irgendetwas, ein Rest von Natur, ein Quentchen Scham oder Intelligenz, Gliederpuppen abhält, den oratorischen Plunder, der zum Kinderspott wurde, täglich wie neu zu tragen. Doch es geschieht, daß das Unvorstellbare sich an jedem Tag in ein Wirkliches verwandelt und in ein solches, das die Satire nur als seinen Entwurf erscheinen läßt. Habe ich auf Flügeln des Couplets mich zu der Vorstellung tragen lassen, daß ein Staatsmann am Ende noch zum Ehrenmitglied des Schubertbunds ausersehen sein könnte — schon melden die Blätter, er sei es geworden. Und es ist, als ob dieses ganze Bacchanal von Ehre, das da täglich über ein ahnungsloses Haupt zusammenschlägt und woran das Ausland mit der bekannten Sympathie für die österreichische Operette teilnimmt — als ob dies alles ein Justament der Entschädigung wäre für die unabwendbare Ironie, die im Hintergrund der Zeit lauert, wenn Staatsaktion und Hanswurstspiel ineinanderspielen; ja als wäre es der Vorsatz dieser Wirklichkeit, der Satire ihre eigensten Wirkungen zu entreißen. Zweifellos haben alle diese Würdenträger, die zur Schau gestellten und ihre Helfer, alle, die sich vor mir in Standhaftigkeit gebärden, das Gefühl, auf Glatteis zu jener Tagesordnung zu schreiten, die nichts als Volksbetrug ist; aber da sie sich an der Hand halten, kommen sie hinüber. Wehe, wenn einer fiele; doch alle zusammen vermögen zu tanzen. Und diese Würdewelt, deren Dasein das Fazit eines revolutionären Humbugs ohnegleichen ist, so liefert sie Proben eines Übermuts, der das Tollkühnste nicht verschmäht. Von überall, wo einer liegen müßte, hebt er Ehre auf; mit Blut und Schmutz wird Staat gemacht in jedem Sinne. Vor unseren Augen, die in aller Zeitermüdung nüchtern die leibhaftige Subalternität an Geist und Charakter ausnehmen,

ersteht die europäische Figur oder doch ein Symbol der Landesväterlichkeit, entsprechend dem Bedürfnis einer republikanischen Gesellschaft, die durch den Wechsel der Staatsform glücklich die allgemeine Verkaiserung erlangt hat. Daß ich solchen Popanz auf eine Berliner Bühne bringen konnte, wenngleich nur einmal — weil sich ein Machthaber ja doch auf seine Sozialdemokraten verlassen kann —, das schien vorher gewiß unvorstellbar. Ist es aber vorstellbarer, daß Gedankengänge, vor denen die Fibel der Vorkriegswelt zum Labyrinth wird, im Staatsleben außerhalb des eigentlichen Theaters täglich weiter produziert werden? Daß sie die große Politik ausfüllen, nachdem sie im satirischen Abdruck zum Zitat der Feinschmecker geworden sind! Daß ein Handelsvertrag mit dem Anschluß des österreichischen Klassikers Grillparzer an Goethe und Schiller einbegleitet wird, mit der Wendung, es sei doch noch erinnerlich, wie die Minnesänger bei den Babenbergern beliebt waren, und mit der Perspektive, daß die beiderseitigen Händler als »die beiden deutschen Brüder Hand in Hand der Sonne entgegen gehen?« Der Hans Müller ist ein Höllenbreughel dagegen! Ward je ein Ehrendoktor geschaut, der die Ehrung mit nichts anderm zu quittieren wüßte als »mit ~~dem~~ ehrlichen deutschen ~~Wort~~! Ich danke schön«? Unvorstellbar mag dies alles sein, aber es ist wirklich, und die wahre Popularität erscheint heute in dem Umstand begründet, daß ein Wiener Hausmeister sich nicht mehr den Hals verrenken muß, wenn er zu der Geistigkeit emporblickt, die auf der Menschheit Höhen wohnt. Nein, nicht die moralische Unwirksamkeit sei beklagt, die es durch den zwingendsten Nachweis nicht vermocht hat, eine Konfrontierung mit dem bürgerlichen Ehrbegriff herbeizuführen. Wie wäre dies möglich gewesen angesichts des großen moralischen Guthabens bei der Bürgerwelt, das durch das Blut von neunzig

Proletariern erworben ward? Aber daß ein intellektuelles Kaliber, das auf zwei Gebärden und drei Phrasen eingerichtet ist, so siegreich aus der satirischen Fassung in die Wirklichkeit zurückkehren konnte, das ist das Phänomenale. So lastet der Rotationsdruck auf den Gehirnen, daß er sie zu jeglicher Duldung bezwungen hat, und diese Wirklichkeit ist nur der grausige Schein, der dem gedruckten Wort entstammt, und möge es nichts enthalten als das Nichts; und hinter dem der Sachverhalt des Nichts unkenntlich wird. Wer, der an dieser Wirklichkeit wirkt und leidet, hätte noch das Ohr für den Hohn, daß der eigentliche Urheber eines Zaubers, der solchen Glauben an den Retter und Erneuerer Österreichs bewirkt hat, ein Erpresser, Dieb und Kuppler ist? Jener Lippowitz, der die Leistung um den Preis vollbracht hat: der Toleranz eines Schandgewerbes, das sich im Gegensatz zu dem journalistischen Geschäft ja doch der Mißachtung durch eine bürgerliche Moral erfreut, als deren Hüter die Heimwehr auf dem Plan erschien. Verhüte Gott, daß dieser Lippowitz die einzige Autorschaft, die ihm zuzuschreiben ist, die an der Gestalt Schobers, enthülle, wie soeben Ludendorff sich der Erschaffung Hindenburgs gerühmt hat!

Wir leben im Zeitalter der Befriedung und man glaubt, ich wäre der einzige Mensch in Mitropa, der sich ihr bis heute zu versagen wußte. Mit nichten. Ich habe vor Schober, an dem sich die Erfolglosigkeit meines negativen Wirkens in geradezu vorbildlicher Weise bewährt hat, in kleinem Druck beigegeben, und ich bin im Begriffe, auch mit jenen faden Fehden, die auf Berliner Boden spielen, Schluß zu machen, weil ich mich zu der Einsicht durchgerungen habe, daß es herzlos wäre, vor einer Materie, die so von friedmenschlichen Empfindungen durchströmt ist, fernerhin unerbittlich zu bleiben. Ich will mich nicht nur der Auffassung anbequemen, die man in

Deutschland von Polemik hat als einem Zwist, in den zwei ernste Männer coram publico aus unbegreiflichen Ursachen geraten sind, nein, ich will auch dem Rat des Kadi, zu dem ich gegangen bin, folgen, die Streitaxt begraben und statt so unproduktiver Beschäftigung lieber die Friedenspfeife, vollständig entnikotinisiert, ergreifen. Ich bin also entschlossen, die Pazifizierung des Alfred Kerr, die sowohl was den Krieg anlangt wie in puncto Reinhardt bereits gelungen ist, auch bezüglich meiner Person so durchzuführen, wie ich es versprochen habe. Aus dem Umstand, daß die am 28. September 1928 angekündigte scharfe Antwort und Abfuhr, leicht kartoniert 2 Mark, bis heute nicht erschienen ist und insbesondere die Besteller von je 10 Exemplaren mit 50 Prozent Sonderrabatt das Nachsehen haben, entnehme ich, daß überall schon eine Stimmung der Duldsamkeit platzgegriffen hat und speziell er selbst mir nichts mehr nachträgt, als höchstens gelegentlich etwas zwischen den Absätzen eines Theaterfeuilletons. Nach Haag, wo die letzten Mißverständnisse bereinigt wurden, die von den faden Fehden um den Weltkrieg übrig geblieben waren und wo die reinen Lamperln neben den Löwen gegrast haben, wäre es einfach unverzeihlich, sich der Befriedung zu widersetzen, der die Welt noch in diesem letzten Punkt entgegenharrt. Es handelt sich hier wie dort nur noch, wie man gleich sehen wird, um finanzielle Fragen, Lappalien von Kriegsschulden — ein Tineff, verglichen mit dem großen Gegenstand, um den es geht. Mit dieser Rechnung werden die Seelennöte, an denen der alte Gegner leidet, die Gewissensqualen, die seiner Widerstandskraft härter zusetzen als mein Angriff, restlos, wenngleich nicht schmerzlos beseitigt sein. Man täuscht sich in mir, wenn man wähnt, ich wäre unbarmherzig. Das ist ein ebensolches Vorurteil wie das mit der Eitelkeit. Nein, ich bin nicht so, sondern anders,

und es leben Zeugen dafür, daß mir der Zustand, in dem sich ein armer Sünder befindet, der noch heute bei Premieren an den Krieg denken muß, ehrlich nahe geht. Wenn er immer wieder beteuert, er habe etwas bereits im, im, im Krieg gesagt, mitten im Krieg, doch, doch, doch, und weil, weil, weil er den Mord gekannt habe, sei er ein Friedmensch geworden, der immer schon gegen, gegen, gegen den Krieg eingestellt war, so halte ich das einfach nicht aus und ich würde es ihm glauben, auch wenn ers nicht nicht nicht dreimal sagte. Immer wieder flicht er bei den unpassendsten Gelegenheiten ein, daß er »den Krieg leidenschaftlicher als jemand (im Krieg!) bekämpft« habe, lebenslang für die Zivilisierung der Menschennatur gearbeitet, vorher, nachher »und währenddessen, währenddessen, währenddessen«. Das ist ja alles wahr, aber diese Angstschreie des armen Sünders vor dem jüngsten Gericht, diese Rufe in den Tumult des Friedens, diese traumwandlerischen Gebärden des Täters, der immer um den Tatort kreist, sind doch weit weniger Alibi als Indiz. Immer, immer, immer meldet er sich als Freiwilliger zum Nichtkriegsdienst, steht da wie einer, der sich selbst an die Wand gestellt hat, springt dem dramatischen Kriegsgegner bei, springt den an, der heute annähernd dasselbe versucht, was er im, im, im Krieg getan hat, ja schrickt nicht davor zurück, Friedensgedichte zu schreiben. Hellhörig hat er das verderbliche Kriegsgerassel einer Inszenierung wahrgenommen, den mörderischen Tonfall vom August 1914, mit dem der Piscator die »Rivalen« am laufenden Band aufzog; denn wie keiner weiß er, wie man die Masse rhythmisch besäuft und wie man, wenn das Vaterland ruft, durch ein Mitrufen in den so entstehenden Tumult zu sekundieren hat. Er sagt die Wahrheit, er leidet, und ich will mich ihm als Samariter nähern. Ich will ihm helfen, die moralische und logische Kon-

sequenz aus seiner Reue und aus seiner Gewissensnot zu ziehen. Es ist wahr, daß er mitten im Krieg für die Menschheit besorgt war und in Zeitschriften, die dieser Sorge offen waren, seine Gefühle angedeutet hat, die sicherlich mehr die eines Europäers als eines Hakenkreuzlers waren. Aber was wird durch die unaufhörliche Reklamation bewiesen? Je glaubhafter er es machen kann, daß diese Partie seiner publizistischen Tätigkeit im Krieg seine echte, seine zuständige, seine wesentliche war, umso offenbarer, offenkundiger und skandalöser wird doch die Mechanik seines Coupletbetriebs im Dienst der nationalen Zeitungsfirma, der der ehrliche Pazifist im im im Krieg, von dessen erstem bis zum letzten Tag, seine Feder verdungen hat. Wenn er währenddessen, währenddessen, währenddessen für die Zivilisierung der Menschennatur gearbeitet hat und man ihm das gern glauben will, umso brüsker muß doch seine Leistung für Scherl hervortreten, dem er für 30 bis 50 Mark fast täglich Verse geliefert hat wie:

Peitscht sie, daß die Lappen fliegen
Zarendreck, Barbarendreck
Peitscht sie weg! Peitscht sie weg!

Wie den Wunsch nach

Bandwurm, Hühneraugen, Krätze,
zur Ernährung schimmelfeuchtes Stroh
und noch Rheumatismus im Popo.

Wie den schmählichen Spott für hungernde russische Kriegssklaven, Söhne von Müttern, von denen »dreitausend Stücker fest von uns gefangen« seien und für die er die Weisung gab:

Hütet nun die struppige Beute,
Wanzenpulver nicht vergessen!
Und »bewahrt das Licht«, ihr Leute,
Weil sie jeden Wachsstock fressen.

Ich mache den Sänger dieser Verse, nachsichtig wie ich bin, heute nur mehr auf den Widerspruch aufmerksam, in dem doch solche Kriegsproduktion zu den unleugbaren und gleichzeitigen Bekenntnissen seiner Friedmenschlichkeit steht, und darauf, daß je größeren Wert er auf diese legt, umso zwingender der Schluß auf den industriellen Ursprung jener erfolgen müßte. Ein Hingerissensein des holden dichterischen Schwachsinns wie bei den Hauptmann und Dehmel ist dem Individuum, das sich selbst der Besinnungsfähigkeit mitten im Krieg rühmt, keineswegs zugutezuhalten. Mit dieser Petite hat das linksradikale Literatentum, das den Herrn Kerr heraushauen wollte, bei mir kein Glück gehabt, und sie wird vollends zuschanden an seinen unaufhörlichen Nachweisen, wie er schon dies und jenes mitten im Krieg erkannt habe und seit jeher gegen, gegen, gegen usw. Er beklagt sich, wenn man ihm seine Missetaten vorhält, über »schwachgeistige Entstellungsversuche«; aber wenn er es mir nicht verboten hätte, 500 Gottlieb-Gedichte nachzudrucken, so wollte ich gerechter Weise auch seine sämtlichen pazifistischen Verkündungen, die in der gleichen Epoche erschienen, als Vorwort drucken, um die Wirkung jener Scheußlichkeit zu erhöhen! Sein Blatt hat sich kürzlich über ein Russengedicht von Rudolf Herzog erregt, das in einem deutschen Lesebuch gedruckt ist; das heißt wohl: im Hause des Gehenkten von einem Bindfaden sprechen, denn verglichen mit der Russenlyrik des Mitarbeiters atmen jene Verse eine Humanität, wie er sie mitten im Krieg betätigt hat. Kein Zweifel, unser Tänzerich wollte, anders als in der Anekdote, mit zwei Hintern auf einer Bluthochzeit tanzen. Aber die kriegerische Partie ist ja nur darum so widerwärtig, weil, weil, weil man ihm die andere mehr glaubt. Da er aber an diesem Zwiespalt, den er so schwachgeistig ist, immer wieder wahrheitsgetreu darzustellen, schwer leidet, so will ich ihm einen Vorschlag zur Güte

machen. Dieses aus dem Schlafsprechen bei Premieren, diese Seufzer, die eine Kriegsschuld bezeugen und zugleich ausdrücken, wie schwer ich ihm das Leben gemacht habe — dies alles kann auf die Dauer weder seinem Herzen Erleichterung schaffen noch mir Genüge. Es gibt nur ein Mittel — jenes, das Peter Altenberg in allen Lagen des Lebens als Arznei erkannt und empfohlen hat: Geld! Ich verlange Geld, dann kann er Ruhe von mir haben und vom Krieg! Man sieht, ich wende das Mittel vorbildlicher Erpresser an, die leider dahin gegangen sind. Man erschrecke nicht, ich brauche das Geld des Kerr nicht etwa für das Theater ohne Presse, das ich ins Leben rufen möchte, sondern für einen andern wohltätigen Zweck, welcher mehr der Sphäre gemäß ist, in der die zu sühnende Tat spielt. Ich erkläre also: Alfred Kerr kann sich die Ruhe, die er braucht, erkaufen. Ich werde ihm nie mehr seine Kriegslyrik vorhalten wie jetzt den Revolver, durch den ich ihn zu einer Guttat zwingen will. Ich werde es nie mehr sagen, daß er mich bei Gericht des Landesverrats im Weltkrieg beschuldigt hat. Nie mehr, daß er heimlich den Tiroler Antisemitenbund gegen mich ins Treffen geführt hat. Nie mehr, daß er der Tischfreund der ungarischen Regierung war. Nie mehr, daß er das Andenken Karl Liebknechts besudelt hat. Nie mehr selbst, daß er seine Antwort nicht erscheinen ließ. Ich werde ihn nie mehr den größten Schuft, den größten Feigling, ja nicht einmal den größten Schriftsteller im ganzen Land nennen. Wenn er — also wenn er mir das Plakatieren nicht einstweilig unmöglich gemacht hätte, so würde ich mit inbrünstiger Hoffnung auf besseren praktischen Erfolg, als ich ihn in einem andern Fall erzielt habe, öffentlich kundtun, daß ich ihn auffordere, abzutreten — nein, man erschrecke nicht, er möge weiter der unbeeinflußbare Kritiker Reinhardts bleiben, der er

immer war — also: abzutreten 20.000 Mark an die Kriegsblinden und Invaliden, annähernd die Summe (genau könnten nur er und Scherl sie errechnen), die er zwischen 1914 und 1918 mit 500 bis 600 Stücker Gottliebs à 30 bis 50 Mark verdient hat! Mein Revolver kann sowohl als die Streitaxt, die ich begrabe, aufgefaßt werden, wie als die Friedenspfeife, die ich rauchen will. Ich bin überzeugt, daß Kerr sich nicht lumpen lassen wird, sondern dankbar einen Vorschlag annimmt, der mit der unmittelbar sittlichen Bestimmung ihm Gelegenheit gibt, vor der Zivilisation, für die er gearbeitet hat, eindeutig seine Haltung im Krieg zu bestimmen, mit einem Griff eine Seelenlast von sich zu tun und mit allem Hader dem Mißverständnis ein Ende zu machen, als hätte er sich mit jener kriegerischen Produktion, an der er im Herzen nicht beteiligt war, bereichern wollen. Wenn seine Hand bietet, was sie nach all dem Jammer der Menschheit und nach dem seinen noch schuldig ist — werde ich sie zur Befriedung von uns zwei und allen ergreifen!

**Nachschrift**

Die Rechnung stimmt. Mit 20.000 Mark hat; wie mir nachträglich einfiel, der Dichter beim Berliner Zivilgericht den Wert des Streitgegenstands angegeben, als er die einstweilige Verfügung erlangte, durch die er dem Abdruck der Kriegsgedichte vorbeugen wollte.

## Rätsel

### Uferlos

Gedanken sind doch nicht verboten;
so denk ich mir halt ab und zu:
ich halt ihn für den größten Idioten
und für den mittelmäßigsten Filou.
An diesem Rätsel läßt sich lange raten;
denn jeder hat wohl seinen Wicht:
jedoch grad dieser ist es nicht,
und mein Gebiet umfaßt zwei Staaten.

*

### Zwei Dichternamen

Wenn Männer erzählend die Zeit uns begleiten,
indem sie deren Probleme verwässern,
so gehören sie bestenfalls zu den bessern,
die da liefern weibliche Handarbeiten.
Zwei, nicht zu verwechseln, sollt ihr unterscheiden:
was die Namen trennt, das vereint die Gestalten;
der Unterschied ist in beiden enthalten,
und was gemeinsam in keinem von beiden.

*

### Der Konsonant

Wenn sie hier mit Waffen wütet,
zieh ich gerne aus dem Land.
Was zurück zieht, wird verhütet,
tritt dazu ein Konsonant.

Jene will nicht, daß dies bange
Fühlen fortan mich verzehrt.
Weh dem Heim, das solchem Drange
lange noch mit Waffen wehrt!

*

### Teil und Ganzes

Das erste führt dich zu Land und Leuten;
das zweite läßt besser die Welt oft beschreiten.
Im ersten sind wahre Unendlichkeiten
vom Ganzen enthalten, das will ich nicht streiten,
doch wird mir in problematischen Zeiten
das Ganze, das Teilchen, weit mehr bedeuten
als der Teil, den sie als ganzes bereiten.
Ein rätselhaftes Rätsel ist es, weil
das Ganze bildet einen Teil vom Teil.

*

### Reihenfolge

Wie geht's verkehrt doch bei des Lebens Tanze
und dennoch folgerichtig her:
Da sie das erste war, war sie das Ganze;
als zweites ist sie's längst nicht mehr.

*

### Verkehrt ist richtig

Ein Wirrsal ist's, solang' es währt,
du tappst darin, als wär's verkehrt,
und in dem Dunkel da und dort
erkennst du nur das Rätselwort.

*

### Alles in Ordnung

Wie's erste ist, wünscht mancher manche Habe;
am zweiten haben seine Sinne Labe.
Zusammen gibt es Leiden, doch auch Gabe,
durch die Talent hat leider jeder Knabe.

*

### Ablaut der Liebe

Hast du die erste, wird sie dich bedrücken.
Dich zu befreien, mag der zweiten glücken.
Die dritte hast du, wieder dich zu bücken,
bis du erliegst unendlichem Berücken.

*

### Sonderbare Erscheinung

Es kommt vom Zahn des großen Tiers.
Ein Traum, den ich geträumt,
worin mit Elfen ich die Zeit versäumt,
er sagte in der Mehrzahl mir's.

*

### Rätsel

Bald ist's von dieser, bald von jener Sorte:
dort gilt's der Silbe, hier gilt es dem Worte.
Leicht läßt es dich in alle Ferne schweifen,
wiewohl grad nur das Nächste zu ergreifen.
Bescheiden steht's und wartet in der Ecke,
bis du den Sinn holst aus dem Wortverstecke.
Wenn endlich dir die Lösung glücken soll,
sei zu bedenken dieses dir gegeben:
gelöst wär' nur dies eine eben,
jedoch fast jedes Ding im Leben,
es bleibt dir leider dessen voll.
Ja mehr als das — ich wag es auszusprechen
und will dich warnen, ehe es zu spät —,
dies eine selbst, es lohnt kein Kopfzerbrechen:
denn Rätsel bleibt es, wenn man's auch errät.

## Ablauf der Liebe

Hast du die erste, wird sie dich bedrücken.
Dich zu befreien, mag der zweiten glücken.
Die dritte hast du, wieder dich zu bücken,
bis du erliegst unendlichem Verrücken.

*

## Sonderbare Erscheinung

Es kommt vom Zahn des großen Tiers.
Ein Traum, den ich geträumt,
worin mit Eilen ich die Zeit versäumt,
er sagte in der Nebenzahl mir's.

*

## Rätsel

Bald ist's von dieser, bald von jener Seite:
dort gilt's den Silbe, hier gilt es dem Worte.
Leicht läßt es dich in nie Ferne schweifen,
wiewohl grad nur das Nächste zu ergreifen.
Beschleichen sieht's und wartet in der Ferne,
bis du den Sinn holst aus dem Wortgezelte.
Wann endlich dir die Lösung glücken soll,
sei zu bedenken dieses dir gegeben:
gelöst wär nur dies eine eher,
jedoch fast jedes Ding im Leben.
es bleibt dir leider dessen voll.
Ja mehr als das — ich weg es auszusprechen
und will dich warnen ehe es zu spät —,
dies eine selbst, es lohnt kein Kopfzerbrechen:
denn Rätsel bleibt es, wenn's auch erst.

## Notizen und Glossen

Aus ‚Vient de Paraitre' (Paris, Janvier 1930, X. 91), »Prix Nobel« von Marcel Ray:

»Il y avait d'ailleurs une raison bien plus péremptoire de mettre l'Angleterre hors course, du moins pour 1929. Ces messieurs de Stockholm se sont avisés que la France avait obtenu cinq fois leur timbale, alors qu'ils ne l'avaient attribuée que quatre fois à l'Allemagne. Il fallait de toute urgence rétablir l'équilibre, dans l'intérêt de la paix, en couronnant après Mommsen, Hauptmann, Eucken et Heyse, un cinquième écrivain allemand. Rien de plus facile, puisque les pays de langue allemande ont l'éclatante fortune de pouvoir mettre en ligne deux des plus hauts esprits de notre temps: Karl Kraus, dont la prose allemande est la meilleure qu'on ait écrite depuis Schopenhauer et Bismarck, et Stefan George, le plus noble et le plus pur poète que l'Allemagne ait connu depuis .... au fait, depuis quand et depuis qui? Mettons: depuis Hœlderlin.

On conçoit que les juges de Stockholm ne pouvaient regarder si haut sans risquer le torticolis. A un niveau plus accessible, leur regard pouvait s'arrêter sur Heinrich Mann. Ils lui ont préféré son frère cadet, Thomas Mann, comme ils eussent choisi Thomas Corneille plutôt que Pierre Corneille, ou Louis Racine plutôt que l'auteur de Bérénice. — —«

Was den ersten der beiden zeitgenössischen Namen anlangt, so steht dem Herausgeber der Fackel — über den Tribut hinaus, den ohnedies die Eitelkeit mit jedem Heft verlangt — eine Meinungsäußerung nicht zu. Was den zweiten betrifft, glaubt er sich zu einer Negierung berufen, die er einmal, wenn profanere Gegenstände ihm Zeit gönnen sollten, mit sprachkritischer Beweiskraft rechtfertigen wird. Er zweifelt nicht, daß gerade der französische Kenner des deutschen Wortes Gedankengängen folgen würde, die zu dem Punkte führen, wo das Bedürfnis der deutschen Kultur sichtbar wird, sich alle fünfzig Jahre ein Wahngebilde herzustellen.

Aus »The Dissolution of the Habsburg Monarchy« von Oskar Jászi (University of Chicago Press, Chicago 1929), S. 20, 174:

»The moral indignation of a very great number of the middle classes found a passionate expression in one of the most interesting products of the war literature, in the tragedy of the Viennese poet and critic, Karl Kraus, entitled: Die letzten Tage der Menschheit (written in the fateful years from 1915 to 1917 but published, naturally, only in 1919.

135

It is worth while to compare this terrible document of the anti-war literature, with Le Feu of Henry Barbusse. Though both works are animated by the same hatred of war, this attitude is entirely different and demonstrates the radically antagonistic nature of the french and the Austrian anti-war feeling. . . . . Just the opposite was the attitude of the Austrian poet. He depicted the war simply as a criminal plot of military adventurers and of greedy business men, a conscious conspiracy of scoundrels and idiots against the people. There is no place for higher motives.«

»Speeking generally the large majority of the daily press both in Vienna and Budapest and especially the so-called liberal press, became an unscrupulous instrument of feudal and financial class-domination under the slogan of a German and Magyar hegemony. None felt the immense moral danger of this situation more vividly than Karl Kraus, the able critic and poet, who for decades fought a solitary and desperate fight in his Fackel against the ruling press-oligarchy of Vienna.«

---

Mittlerer Konzerthaussaal, Samstag, 22. Februar 1930, 1/2 8 Uhr:

Die letzten Tage der Menschheit

Bühnenfassung

Vorbemerkung

I. Akt

Sirk-Ecke / Zimmer des Generalstabschefs / Hinterland / Standort des Hauptquartiers / Hinterland / Ein Infanterieregiment dreihundert Schritt vom Feind / Bei der Batterie / Schützengraben im Wurstelprater / Jena / Viktualienhandlung des Vinzenz Chramosta / Eine protestantische Kirche / Volksschule / Wallfahrtskirche / Nachts am Graben

II. Akt

Sirk-Ecke / Hinterland / Vor dem Kriegsministerium / Landesverteidigungsministerium / Bureauzimmer bei einem Kommando / Restaurant des Anton Grüßer / Standort in der Nähe des Uzsok-Passes / Hauptquartier, Kinotheater / Eine stille Poetenklause im steirischen Wald / Vereinssitzung der Cherusker in Krems / Zimmer im Hause des Hofrats Schwarz-Gelber

III. Akt

Sirk-Ecke / Vor unseren Artilleriestellungen / Hauptquartier / Marktplatz in Grodno / In einem Coupé / Während der Somme-Schlacht / Kriegsministerium / Wiener Nachtlokal / Nachts am Graben

Begleitung: Franz Mittler

Vor Beginn:

Ich bin zwar nicht Ehrendoktor geworden, doch die Ehre, die mir heute erwiesen wurde, quittiere ich mit einem ehrlichen deutschen: »Ich danke schön!« Ich werde aber heute nicht deutsch sprechen und ich muß um Entschuldigung dafür bitten, daß ich die drei Dialekte, die ich sprechen werde, so gut beherrsche. Man sei versichert, daß es mit einer furchtbaren Überwindung geschieht und mit der unversöhnlichen Antipathie für die Menschheitssorten, die diese Sprache zwischen 1914 und 1918 gesprochen haben und leider Gottes noch heute sprechen.

Ebenda, Sonntag, 23. Februar 1930, 1/28 Uhr

Die letzten Tage der Menschheit

Bühnenfassung

IV. Akt

Sirk-Ecke / Bei einem Kommando / Ärzteversammlung in Berlin / Armee-Ausbildungsgruppe Wladimir-Wolinsky / Isonzofront, bei einem Brigadekommando, nach Tisch / Kino / Kragujevac, Militärgericht / Wachstube / Berliner Nachtlokal / Kriegsgeneralversammlung des sozialdemokratischen Wahlvereines des Großberliner Riesenwahlkreises Teltow-Breskow-Storkow-Charlottenburg / Im Dorfe Postabitz / Statthalterei in Brünn / Eine Seitengasse / Nach der Winteroffensive auf den Sieben Gemeinden / Hofburg, Pressedienst / Standort des Armeeoberkommandos, Vergnügungslokal.

V. Akt

Sirk-Ecke / Bei Udine / Zirkus Busch / Volksschule / Landesverband für Fremdenverkehr / Ringstraßencafé / 3000 Meter hoch / Eine menschenleere Gasse / Der Nörgler am Schreibtisch / Liebesmahl bei einem Korpskommando

Begleitung: Franz Mittler

Vor Beginn:

Die im Saal anwesenden Sozialisten dürfte die Mitteilung interessieren, daß die sozialdemokratische Partei zu der Feier des Vortrags der »Letzten Tage der Menschheit« ihr Scherflein beigetragen hat. Die Arbeiter-Zeitung interessiert sich wieder für diese geistige und menschheitliche Angelegenheit, die sie ehedem beider Nobelpreise würdig fand. Ihr Musikkritiker nämlich, jener Schöpfer der Wohnbaukantate*), der sich durch eine Bezeichnung getroffen fühlt, die dem Typus zugedacht war und diesem bis an mein Lebensende und darüber hinaus geiten wird, hat mir gestern ins Künstlerzimmer die Vorladung zur Gerichtsverhandlung zustellen lassen. Infolge meiner wiederholten Entfernung von Wien — wo ich mich eben infolge dieser

137

und ähnlicher Umstände, Befriedung, Erneuerung Österreichs und so, nur mehr als Fremder aufhalte — war ich der Vorladung lange nicht erreichbar gewesen, aber der Augenblick vor dem ersten Wiederauftreten schien doch am passendsten, um mir den Gerichtsdiener zu schicken. Die Verhandlung findet also am 13. März statt — auch das Datum entspricht dem revolutionären Gedanken**) —, und ich werde ihr, da ich an diesem Tage im Ausland einen Vortrag halte, nicht beiwohnen können.†) Wie immer sie ausgehen mag, mein Urteil über die sozialdemokratische Journalistik wird davon unberührt bleiben und in Rechtskraft erwachsen.

**Auf beiden Programmen:**

Dem Schweigen der vaterländischen Publizistik über die »Letzten Tage der Menschheit« und der Berliner Meinung, daß sich derlei Angelegenheiten überlebt haben, begegnen immer noch ausländische Stimmen, die nicht nur das Überleben des Werkes über das Gesudel bezeugen, sondern auch seine furchtbare Zeitgemäßheit vor eben der optimistischen Niedertracht, die den Krieg, den sie erzeugt hat, vergessen haben möchte. Jenen hat sich kürzlich die jugoslavische Zeitschrift ‚Hrvatska Revija' mit einer umfassenden Darstellung des Inhalts angeschlossen, der die folgenden Stellen entnommen werden:

— — — — In jener Zeit, die nach dickgeronnenem Menschenblut roch, als die Unterschiede zwischen den Begriffen einer Pseudo-Zivilisation und der alltäglichen Wirklichkeit einleuchtend wurden, blieb Karl Kraus isoliert von seiner Wiener Umwelt und konsequent vernünftig saß er keiner Lüge des Krieges auf. All die schrecklichen Symptome der unverfälschten Wirklichkeit spiegelten sich in den Lügen der Tagespresse, und eben diese Lüge der Tagespresse, dieses Mißverhältnis zwischen der Tragödie jener, die auf den Kriegsschauplätzen sterben, und der Zeitungssprache, mittels deren man das Sterben in den Gewinn einer Extraausgabe verwandelt, diese Lüge enthüllte Karl Kraus als die größte Lüge der sogenannten heldenhaften und »großen Zeit«. Er machte es sich zur Mission, dieses ganze Pressewesen aufzuzeigen und so der großen Zeit die Maske abzureißen; und durch vier Jahre schnitt er tagaus, tagein mit der Schere Dokumente aus den Zeitungen und leimte Karikaturen aus diesen

*) **) An diesen Stellen schon zeigte die Hörerschaft demonstrative Teilnahme.

†) Sie wurde vertagt.

18

Ausschnitten, neben denen die Karikaturen eines Daumier reinste Romantik sind. In dieser traurigen Zeit, da die Kriegstrompeten lauter wurden als die Posaunen des Herrn, blickte Kraus in die Abgründe der Stadt Wien mit dem ruhigen Blick eines Forschers und wenn sich in Wien irgend jemand fand, der die intellektuelle Ehre der Stadt rettete in diesem allgemeinen Wahnsinn, so war es der Autor der ‚Fackel', der Zeitschrift, die das kulturhistorische Denkmal der letzten zwanzig Jahre des Franzjosefismus bedeutet. — — — — Das Faktum, daß die Entwicklung der Menschheit sich der ökonomischen Entwicklung untergeordnet hat, ließ den Menschen nur eine Freiheit: die der Feindseligkeit. Die Presse ist die stärkste Waffe dieser menschlichen Feindseligkeit. Die Presse wurde zu einem kriegerischen Handwerk und der Reporter, Professionalist, versieht als Kriegsberichterstatter den Dienst eines Menschen, der, eine Feuersbrunst meldend, über dem Feuer und über dem Haus steht. Der Reporter wurde zum Brandstifter, um ein möglichst sensationelles Feuer melden zu können, weil von diesem und solchem Feuer der Reporter lebt, aus seinem feuermeldenden Beruf profitschlagend. Der Betrieb der zeitgenössischen Presse ist dem Menschen über den Kopf gewachsen und die Menschheit, wäre sie bei Sinnen, müßte diese Kuriere des Krieges und der Feuersbrünste wegen der schlechten Nachrichten verprügeln, wie Shakespeares Cleopatra den unglücklichen Boten wegen der Nachricht von der Niederlage verprügeln ließ. Die Menschheit hingegen kauft die Zeitungen, berauscht sich an den Zeitungslügen und so übertönt der Widerhall des Zeitungswortes die Panik und die Hilfeschreie bei der Katastrophe. Leidend an der Idee, daß die zeitgenössische Presse einer der Hauptschuldigen der Katastrophe ist, stellte Kraus aus Zitaten dieser Kriegspresse ein Buch von 800 Seiten zusammen, und er errichtete so aus Zitaten ein Denkmal, das die Presse überleben wird für alle Zeiten, so lange, als in kulturhistorischen Chroniken von dem letzten internationalen Blutbad die Rede sein wird.

Das Problem des literarischen Ausdruckes war und bleibt: wie könnte man die zeitgenössische Tragödie der Operettenwirklichkeit unverfälscht, wahrhaft und wirklich darstellen? Karl Kraus hat diese Frage für sich gelöst: mit dem Zitat. Er hat die unverfälschte Wirklichkeit zitiert und hat sie in sein Kriegsalbum geklebt, wie das Zeugnis einer kriminellen Zeit. Zwischen diesen Ausschnitten gibt es Humor, aber dieser Humor ist »Selbstvorwurf eines, der nicht wahnsinnig wurde bei dem Gedanken, mit heilem Hirn die Zeugenschaft dieser Zeitdinge bestanden zu haben«. In diesem und solchem Zitieren ist Schopenhauerisch-romantisches Hassen für alles, was menschlich ist, und der Scharfblick dieses Schauens ist unerreicht. — — In diesem Schauen gibt es auch Heiterkeit, aber die Freude dieser Kraus'schen Erscheinungen ist »qualgeboren«. — — Er begann an seinem

Zyklus zu arbeiten in der Zeit, als »Phrasen auf zwei Beinen standen und Menschen nur eines behielten«, und so sehr auch dieses Beobachten der Ereignisse auf Wien lokalisiert ist, auf wienerische Verhältnisse und auf Wiener Menschen, wirft es doch seine Schatten auf alle Kontinente, weil es verbunden ist mit internationalen Quantitäten: es ist die Diagnose eines internationalen Krankheitszustandes, der auf allen Fronten und in allen Hinterländern volle vier Jahre grassierte. In der nestroyisch-scherzhaften Rede des Wiener Dialektes ist potenziertes Grauen, und wenn Kraus den Korso am Wiener Ring, an jenem blutigen August Neunzehnhundertvierzehn schildert und die Reporter, Fiaker, Dirnen, Diebe und Kleinbürger die ersten Kriegswitze machen, da klingt aus diesen Witzen ein langsames und unsichtbares Entsetzen, welches von Seite zu Seite wächst. — — Die Menschen verwandeln sich von Seite zu Seite in Dämonen und Immerunwahrscheinlicheres wird zum Alltäglichen. — —

— — Zwischen diesen blutigen Quantitäten bewegt sich die Figur des negativen Kritikers, des Nörglers, der Schatten Karl Kraus' . . . . Das ist die Erscheinung eines geistigen Skeptikers . . . . der unmateriell durch die Dinge und Ereignisse schreitet, als Dolmetsch und Trauergefolge der Wahrheit. — — — —

Die Funktion des Nörglers mußte dem Zweck der Bearbeitung fast zur Gänze geopfert werden; die Gestalt ist bloß an zwei Stellen monologisch und einmal in stummer Gegenwart angedeutet, befreit von dem optimistischen Stichwortbringer, dessen Geistigkeit in den Gesprächen zwischen dem Abonnenten und dem Patrioten erhalten blieb. Der Text des Vortrags weicht — durch Beibehaltung oder Weglassung einiger wenigen Szenen — nur unwesentlich von dem der Bühnenfassung ab. Diese — als Versuch, das Bild der Quantität in dem Rahmen eines einzigen wenngleich umfangreichen Theaterabends darzubringen — wurde für eine Möglichkeit unternommen, der einstweilen noch keine Theaterwirklichkeit entspricht. Diese Ungewißheit war jedoch ein stärkerer Antrieb zur dramaturgischen Leistung als vormals die realen Bewerbungen der Reinhardt und Piscator.

Der Entschluß bekundet, ungeachtet aller Hindernisse der theatralischen Ausführung, den Willen des Autors, den Krieg gegen den Krieg und gegen die Mächte, die ihn ermöglicht, herbeigeführt und erklärt haben, fortzusetzen — trotz den drei bewältigten Etappen: »Haag, Rom und Concordiaball«.

**Architektenvereinssaal, 1. März, 1/28 Uhr:**

**Blaubart**

**Begleitung: (in Vertretung) Franz Mittler**

Auf dem Programm:

Der Vortrag ist als Protest gedacht gegen die Entehrung des Werkes durch eine von berlinerischem Reißertum und neuwienerischem Dilettantismus ausgerüstete Truppe, deren Treiben der Vortragende schaudernd mitangesehen hat; gegen die Entehrung eines Raumes, aus dessen Soffiten die Geister einer abgeschiedenen Theaterwelt zum üblen und schlechten Geschäft der Marischka und Rotter ein Lachen der Schadenfreude anstimmten. Jeder Ton, jedes Wort: Motiv zur Absage einer zivilisierteren Menschheit an diesen deutsch-österreichischen Kulturbegriff. Der Vortragende, der Laut für Laut wie kein anderer spürt, was da geschehen ist, bekennt, daß das geliebte Werk, hätte er es in dieser Gestalt kennen gelernt, ihn niemals mit der Welt Offenbachs verbunden hätte. Gäbe es in Wien noch ein Theatergedächtnis und hätten Publikum und Kritik eine Beziehung zu den Werten, die da besudelt wurden, so wäre schon im Anfang, als zum vorverlegten Kußwalzer gehopst wurde, dann zu allen Ödigkeiten dieser Komiker und vollends zur Auferstehung der Gruftgirls ein Skandal losgebrochen, und strammer, als der Taktstock die Grazien hinausgepeitscht hatte, wäre die Berliner Offensive gegen Offenbach und gegen das alte Theater an der Wien abgewiesen worden, das von Rott zu Rotter gelangt ist. Die Neue Freie Presse begnügt sich mit der Anspielung, wie unbefugt solche Modernisierung und Aktualisierung des »Blaubart«-Buches sei:

Dies dürfte nur ein wirklich geistreicher Kopf unternehmen . . . . Wenn man sich einen derartigen Bearbeiter nicht leisten kann oder will, dann ist es schon besser, zumindest für Wien, die Offenbach-Bücher in der gemütlichen wienerischen Fassung von Hopp zu belassen.

Man wollte schon, aber man kann nicht, weil eben der Bearbeiter sich nicht »leisten« läßt. Man bleibe bei Lehar, beziehungsweise Brammer und Grünwald. Es wurde das Greuel der Pohl'schen Übersetzung verwendet, aber Hopp im Munde dieser Komiker wäre nicht weniger unerträglich gewesen. (Herrn Slezaks Humor war zum Glück nicht vorhanden, aber was ein tüchtiger Sängersmann aus dem Auftritt des Blaubart und insbesondere aus dem Lamento machen kann, hat man erschüttert bemerkt.) In einem einzigen Blatt, ausgerechnet in den vom christlich-germanischen Schönheitsideal und von der Polizei inspirierten ‚Wiener Neuesten Nachrichten', wurde etwas wie eine Frontalabweisung des Unfugs versucht und sogar ein Protest dagegen, daß er sich in einer

Stadt zutragen konnte, der nicht nur einst die Offenbach-Tradition, sondern jetzt die Offenbach-Renaissance entstammt ist:

Man beliebt es Offenbach-Renaissance zu nennen: in Wirklichkeit ist es ahnungsloses Hineintappen in eine Welt, von der man nichts anderes erfaßt hat als ihre Brauchbarkeit zu geschäftstüchtiger Ausschrotung. Mit der zeitgenössischen Operettenproduktion ist nicht viel anzufangen. Das haben die Theaterdirektoren erkannt und klagen darüber, beispielsweise auch in einer Festschrift, die das Berliner Metropoltheater anläßlich der Erstaufführung seiner Blaubart-Bearbeitung herausgegeben hat. Die moderne Operette (so formuliert es die Festschrift in einem Paradigma von apartem Reiz) »steht nur noch auf zwei Augen, denen von Franz Lehar«. Sollte er sie einmal schließen, so wäre vollends der Boden verloren. Also wendet man sich Vergangenem zu, versucht es mit Offenbach, versteckt dem Hinweis desjenigen folgend, der als erster die innere Aktualität des Offenbachschen Werkes erkannt hat, der als einziger Geist und Kraft besitzt, Offenbachsche Welten lebendig und erneuert, ganz in ihrem eigensten Wesen erfaßt vor uns hinstellen zu können. Was Karl Kraus gelingt, ist wirkliche Offenbach-Renaissance (wenn schon dieses mißverständliche Schlagwort verwendet werden soll); in seinen Vorlesungen erstehen Libretti und Musik in ihrer ganzen geistigen Schärfe, in ihrem transzendenten Sarkasmus, der viel von »Nietzsche-Bosheit« in sich hat. Was das Berliner Metropoltheater auf die Bühne bringt, ist nicht einmal ein Mißverständnis. Man hat sich des Offenbachschen »Blaubart« bemächtigt, ihn her- und hingerichtet, ahnungslos und stümperhaft. Fast scheint es ja begreiflich zu sein: wie sollen auch jene modernen handfesten Theaterpraktiker so ohne weiteres zu Offenbach finden, wie sollen sie die Reize dieser Handlungen, dieser Musik verstehen können. Sie versuchen eine Angleichung an den Zeitgeschmack, will sagen, sie mischen einige Revue-Ingredienzien und einige Tränklein aus der Sphäre jener Operette, die »nur mehr auf den Augen Franz Lehars steht«, hinzu, bereichern den Dialog und die Gesangstrophen durch verhatschte zeitgemäße Anspielungen und meinen, das sei jetzt der neue, unser Offenbach. Oder sie schürfen tiefer und finden (wie es der Kommentator in der schon erwähnten Festschrift tut), daß »Blaubart« seiner Grundidee nach eigentlich eine »pazifistische Oper« sei . . . Solcher erquickend albernen Entdeckung kann nur homerisches, nein offenbachsches Gelächter antworten. — — Von Offenbachschem Esprit auch nicht die Spur; es geht ernst, gemessen und sehr organisiert zu. Blaubarts Hoffnung war auch die unsere: »Laßt uns aus dem düstern Grabe aufwärts schweben, aufwärts schweben, daß in frischer Luft uns labe neues Leben, neues Leben . . .«

W. J.

Und das alles, weil die Gebrüder Rotter einem Berliner Vortrag des »Blaubart« beigewohnt hatten. Zur Rede gestellt, sollen sie geäußert haben, sie hätten doch ganz in meinem Sinne gehandelt.

Einer der stärksten praktischen Mißerfolge, die ich jemals erzielt habe, ist nebst Schobers Aufstieg die Offenbach-Renaissance. Und man versuche sich vorzustellen, daß zu diesen Klängen, im Höflingscouplet, eine Strophe dem Dank an den Erneuerer Österreichs gewidmet war. »Das ist mein Sonntag!« pflegte Altenberg auszurufen.

---

**Berlin, Schwechtensaal, 8 Uhr**

**7. März:**

**Die letzten Tage der Menschheit I. II. III.**

**11. März:**

**Die letzten Tage der Menschheit IV. V.**

Mit geringen Abweichungen vom Wiener Vortrag. (Von den Erscheinungen der Tafelszene sind »Die zwölfhundert Pferde«, »Lionardo da Vinci« und »Die Lusitania-Kinder« infolge Übersehens der Seite 738 weggeblieben.) — Das Vorwort zum ersten Abend ähnlich wie in Wien; von dem zweiten ein Zitat aus dem Vorwort zum Buch. Ähnlich vor den späteren Vorlesungen von Szenen mit Hinweis auf die dokumentarische Genauigkeit, namentlich des Schalek-Monologes.

**13. März:**

I. Zitat aus Belloc / Zitatenreihe zu dem Aufsatz »Die Unüberwindlichen«. — Vorbemerkung. Das Schober-Lied (wiederholt). / Die Ballade vom Papagei (mit Erläuterung). — Etymologie / Fast erraten / Molo / Unruh (mit Vorbemerkung) / Was man für die Reise unter besonderen Umständen braucht / Bauchreklame / Ich werde sterben und es nicht erfahren / 50.000 Analphabeten. — Das kulturelle Niveau. — Le papillon est mort / Jugend.

II. Aus Briefen des Verlages der Fackel (»indem ich bekanntlich alles mache, nur nicht persönlich hervortreten kann«): Wie ich in den Pen-Klub aufgenommen werden sollte / Nachtrag aus Nr. 827—833, S. 84 ff. und Briefwechsel mit der »Literarischen Welt«. — Die Sachverständigen / Konkurrenz für Kritiker / Sommernachtstraum (mit Vorbemerkung) / Wie man's macht, ist's nicht recht / Einem Raubvogel. — Satiriker über mich. — Sozialdemokratie / Uferlos / Schweres Rätsel, leicht zu lösen.

III. Befriedung.

* * *

Zwischen der Zitatenreihe und dem Schober-Lied:

Es ist aber kürzlich doch etwas passiert.*) Nicht während der Abwesenheit, sondern nach der Rückkehr. Eine Unregelmäßigkeit, etwas, das man nicht für möglich gehalten hätte. Schober

*) Nr. 827—833, S. 7: »Froh bin ich, daß während meiner Abwesenheit nichts passiert ist«.

hat in einem Verein, dessen Ehrenpräsident er ist, erklärt, er habe — infolge Abhaltung durch staatsmännische Aufgaben — seine Pflicht nicht erfüllt. Unglaublich! Um das durch solchen Selbstvorwurf ein wenig entstellte Bild der Persönlichkeit zu rehabilitieren, will ich ihn das alte, uns allen liebgewordene Bekenntnis ablegen lassen, nach den bekannten Motiven »Üb' immer Treu und Redlichkeit« und Radetzkymarsch, weil dies und nichts anderes meine Pflicht ist.

*

## Molo

Über Saltens jüdelnde Hasen hat Herr Walter v. Molo in der Neuen Freien Presse die folgenden Sätze geschrieben, mit denen verglichen die Hasenjagd eine Hetz ist:

Lieber Felix Salten, wenn Sie mir des öfteren von Ihrem Jagen, der Jagd und dem Wald und Feld erzählten und ich Ihre Jagdtrophäen betrachtete, dann war es sehr reizend, aber ich muß gestehen, ich hielt es, mißtrauisch wie wir Menschen nun mal sind, von denen jeder etwas vom Hasen Murk hat, der in der Drahtschlinge im Schnee jämmerlich endet, weil er »das Leben der anderen Hasen für ganz falsch und nur seines allein für richtig hielt und hoffte, es werde ihm gelingen, die einzig richtige Art ausfindig zu machen« — für Jägerlatein!

Und:

In unserem Fache heißt das vornehm: »Wahrheit und Dichtung!« Na, ich sehe jetzt aus ihrem neuen Buche »Fünfzehn Hasen, Schicksal in Feld und Wald«, ich habe wie der Goldfasan, dem beide Beine darinnen durchschossen wurden, der hinkt, aber behauptet: »Alles in Ordnung« — recht gehabt.

Das auch sonst neckische Feuilleton des Herrn v. Molo endet mit den Worten:

Also: das ist die schönste deutsche Dichtung über unseren Wald und dessen Tiere, die ich mir denken kann. Diese Dichtung macht froh und kindhaft warm.

Schönen Dank und frohe Weihnachten bei gutem Hasenbraten, lieber Felix Salten!

Richtig, das Buch ist bei Paul Zsolnay erschienen, der auch mein Verleger ist. Aber trotzdem über Ihr Werk zu schreiben, ist nicht »Korruption«, da man die Pflicht hat, Tüchtiges zu loben, und weil ich nichts dafür kann, daß Zsolnay ein so gutes Buch verlegt hat.

Ich kann gewiß nichts dafür und beklage mich auch nicht im geringsten darüber, daß ich nicht der preußischen Dichterakademie

angehöre. Wie ich aber dazu komme, einer Nation anzugehören, deren Dichterakademie der Walter v. Molo vorsteht, das soll mir einer sagen!

Nachtrag. Der Herr v. Molo, der nichts dafür kann, daß Zsolnay ein so gutes Buch verlegt hat, soll auch Zsolnays Lektor sein. Wenn der Salten, sagt er, »das Sterben der armen, kleinen, putzigen Hasen nicht zur Kunst gemacht hätte«, wäre ihm jetzt nicht nur der Genuß jedes Hasenbratens, sondern auch jeglichen Wildbratens verdorben worden. Denn in Ihrem Buche leben ernst und heiter auch Hirsche, Rehe, Rebhühner und Fasanen.

Seltsame Konklusion eines Gemütsmenschen, während unsereins eben im Gedenken Iwners und einer Reh-Mamme sich jeden derartigen Genusses enthält. »Sie sehen«, bemerkt der treffliche Einschalter

man kann Vergeistigung, ohne den angenehmen Boden der Realität zu verlassen, — Ihr Werk hat mir die Freude am Hasenbraten gewissermaßen vergeistigt — und Literaturkritik, auch vom Magen aus betreiben.

Es ist nicht leicht, Molos Sätze vorzulesen. Wie er waghalsig beginnt, geht's noch, dann aber fällt ihm ein Epos ein, und um dem Hörer klar zu machen, daß danach erst der Hauptsatz abschließt, ließ ich mich immer auf den Stuhl fallen. (Sonst hielte es jener — für Jägerlatein.) Aber auch sonst entbehrt Molo nicht der stilistischen Feinheiten. Dem Goldfasan, dem beide Beine darinnen, also im Buch, durchschossen wurden, gesellt sich dieses:

obwohl, wenn man Ihnen hierinnen trauen darf, Eheirrungen nur bei Hirschen, die untreue Hirschkuh Astalba ist ein süßes Luder, vorkommen sollen.

und das:

Ich meine, Ihr Motto richtig gelesen zu haben, wenn ich den Sarkasmus darinnen fand:

Folgt der Sarkasmus, nämlich daß der Mensch leicht viehisch wird, während das Tier u. s. w. Deshalb bedauert Molo, daß bei Salten kein Löwe vorkommt:

Ich hätte so gern den Er vor ihm ausreißen oder noch besser von ihm gefressen gesehen .... Doch vielleicht das nächste Mal. Und dann bitte: feste Menschen fressen! Und den Trumer, den Fosco, den Mamp, den Bambi und den Zebo und den abgesetzten Waldfürsten Brabo zuschauen lassen!

Auch solche Vergeistigung wird dann vielleicht noch vom Magen aus betrieben werden können. Der »Er« soll nicht glauben, daß er sich alles im Wald erlauben kann und zum Beispiel den Jagdhund Jago verprügeln darf, von dem der eingeschaltete Satz aussagt:

— Aber einmal fletscht er doch die Zähne gegen seinen Herrn, Hurrah dafür! —

Abgesehen von diesen gelegentlichen Floskeln aus dem Milieu einer preußischen Dichterakademie hat Molo reine Freude an der Umgangssprache, die bei Salten die Mischpoche Iwner führt, und kann sich an Zitaten gar nicht genug tun. Er schließt:

Wie ist das alles schön und kraftvoll innig, dieser Wald und diese Tiere.

Nun ist noch ein mächtiger Schlußsatz nötig. Gewissermaßen die »Apotheose«. Die fällt mir nicht ein vor der beglückenden Schlichtheit dieses Buches für Junge und Alte, soweit die noch herzhaft und ernst lächeln und lachen und schmunzeln wollen.

Also: das ist die schönste deutsche Dichtung — —

Folgt noch der Wunsch für guten Hasenbraten an den lieben Felix Salten und die plötzliche Erinnerung, daß sie beide dem Zsolnay gehören. Sicherlich, deutsche Literatur und Journalistik ist heute der ebenso skrupellose wie talentlose Ausdruck von Konjunktur, Interesse, Spekulation, Ranküne, Petite, Beschtemm und was es sonst an Begriffen unter Kaufleuten dieser Welt gibt, und was sie dann in vornehmer Fachsprache »Wahrheit und Dichtung« nennen. Aber Privateres und Talentloseres dürfte selten in Druck gelegt worden sein als was da der Präsident einer deutschen Dichterakademie über Bekessys Jagdkumpan geschrieben hat.

*

Zu »Unruh«:

Eine Glosse aus dem Jahre 1925, betreffend einen Kriegsdichter (einen Antikriegsdichter), der, wie wir kürzlich gehört haben, im Gegensatz zu mir Verse machen kann.

*

Zu »Sommernachtstraum«:

Zum 25jährigen Jubiläum des Reinhardt'schen »Sommernachtstraums« erinnere ich mich, daß ich damals, am Tag des Wiener Gastspiels, durch die Dreihufeisengasse ging. Beim Bühnentor des Theaters an der Wien fiel mir eine Garnitur echten Grases auf, an Brettern befestigt. Später verstand ich, daß eben diese die Welt bedeuten und daß mit dem Gras der Ruhm des größten Regisseurs gewachsen war. Doch behielt ich das Vorurteil eines Mannes, der die Anfänge eines Mannes gekannt hat. Ich habe nämlich schon 1892 den Franz Moor gespielt; ein anderer Anfänger namens Goldmann gab den Spiegelberg, den ich kenne. Später habe ich ihm, nicht absichtlich aber doch, nach Deutschland geholfen, und ihn kürzlich in Moabit wiedergesehen, wo er mich natürlich erkannte und sich bloß nicht mehr erinnern konnte, daß Herr Kerr ihn früher etwas ungünstiger beurteilt hat als später.

Nachtrag. Das höchste Ziel aller Attrappen ist jetzt das Ehrendoktorat, da sie nicht zufrieden mit dem höchsten Glück der Erdenkinder sind, eine Persönlichkeit zu sein. Ehrendoktor ist noch mehr als Professor. Die meisten Berliner Theaterdirektoren sind Professoren. Das Fach spielt keine Rolle, aber welches immer es wäre, so würde es mir natürlich nicht einfallen, bei Saltenburg, Robert oder selbst bei Jeßner und Reinhardt zu belegen. (Rotters streben vorläufig keine Professur an.) Wie und wo sich die Berliner Theaterdirektoren habilitiert haben, ob an der Universität Texas, Taxis oder Erlangen, ist unbekannt; bei Reinhardt, der den Titel offiziell erhalten haben dürfte, bedeutet die Habilität nebst dem Lehrrecht auch noch die Fähigkeit, ein rechtsgültiges Zeugnis abzulegen. Da nun Schauspieler auch schon Professoren sind, ja der Herr Reimers dazu gar Hofrat wurde, müssen Theaterdirektoren höher hinaus. So ist es zu erklären, daß kürzlich in die Tschechoslowakei der stille Wunsch nach einem Ehrendoktorat gelangt ist, das in Deutschland aus politischen Gründen so schwer zu erlangen sei. Ein Freund des Herrn Professors sondierte das Terrain, welches sich als unfruchtbar erwies. Reinhardt wußte natürlich nichts davon, und er wird überrascht sein, kein Prager Ehrendoktorat zu erhalten. Wien scheint er zu verschmähen, sonst wäre es ihm hier, wo Bürger Salten Einfluß hat, doch längst geglückt.

*

Satiriker über mich:

Es gibt noch immer Satiriker über mich. Vor allem ist es natürlich komisch, daß ich gegen Vergewaltigung durch die bürgerliche Welt deren Justiz in Anspruch nehme. In dem Bericht jedoch über meinen Prozeß gegen die Volksbühne — es handelt sich darum, daß die »Unüberwindlichen« infolge Intervention der österreichischen Gesandtschaft nur einmal gegeben wurden, daß die Volksbühne sagt, das Stück interessiere niemanden in Berlin und daß die nicht mir, aber doch der Volksbühne maßgebende Kritik die Aufnahme in den Abendspielplan gewünscht hat — also in dem Bericht war zu lesen, der Anwalt der Volksbühne habe gesagt: »Ausgerechnet Herr Kraus beruft sich auf die Presse. (Stürmische Heiterkeit)«. Weinen könnte man. Denn ich bin da wohl auf einem der flagrantesten Widersprüche in meinem Wirken ertappt worden; erstaunlich, daß ich es nicht bemerkt und nicht lieber unterlassen habe, mich auf die Presse zu berufen. Hätten sich jedoch Emil Ludwig, Feuchtwanger, Toller, Hasenclever, Rehfisch, Hans Müller und dergleichen auf die Presse berufen, da hätte ich sicher gemerkt, daß etwas nicht in Ordnung sei, nicht wahr? Das ist nämlich so. Es gibt eine Redensart: »Selbst mein Todfeind müßte zugeben«. Niemals noch ist diese Redensart verwirklicht worden. In meinem Fall ist das Wunder geschehen. Selbst mein Todfeind hat zugegeben. Da sagte der Vertreter der bürgerlichen Welt: Karl Kraus beruft sich auf seinen Todfeind! (Stürmische Heiterkeit).

---

Hamburg, Curiohaus, 19. März, 8 Uhr (veranstaltet von der Hamburger Bühne):

Der Revisor

*

Bodenbach, (vor Arbeitern), Elbhofkino, 25. März 8 Uhr:

I. Lassalle-Rede. — Lied des Schwarz-Drucker / Die Ballade vom Papagei. — Der Bauer, der Hund und der Soldat. — Etymologie. — Das Ehrenkreuz. — Das Schober-Lied.

II. Szene: Generalstäbler beim Telephon / Erzherzog Friedrich / Eine unter das Kriegsdienstleistungsgesetz gestellte Fabrik / Die Schalek und Chor der Offiziere / Bei Udine / Wiener Nachtlokal. — Die Raben. — Reklamefahrten zur Hölle.

*

Teplitz-Schönau, Kurhaussaal, 29. März 8 Uhr:

I. Lassalle-Rede. — Lied des Schwarz-Drucker. — Ich werde sterben und es nicht erfahren / Fast erraten / Jüdelnde Hasen / Was man für die Reise unter besonderen Umständen braucht. — Szene: Kerr am Schreibtisch. — Etymologie. — Die Ballade vom Papagei / Das Schoberlied (wiederholt).

II. Zitat aus dem Vorwort zu »Die letzten Tage der Menschheit«. Liebesmahl bei einem Korpskommando.

Prag, Mozarteum, 1/2 8 Uhr

26. März:

Der Revisor

27. März:

Die letzten Tage der Menschheit I II III (ähnlich wie in Berlin)

28. März:

Die letzten Tage der Menschheit IV V (ähnlich wie in Berlin) (Mit Vorworten wie in Berlin und Wien)

Spinnersaal, 1. April, 1/2 8 Uhr:

I. Zitat aus Belloc. — Aus der Zitatenreihe zu dem Aufsatz »Die Unüberwindlichen«. — Vorbemerkung. Das Schober-Lied. — Etymologie. — Die Ballade vom Papagei. — Fast erraten / Jüdelnde Hasen / Molo. — Brief an den Pen-Klub. — Großmann / Was man für die Reise u. s. w. / Ich werde sterben und es nicht erfahren / 50.000 Analphabeten. — Das kulturelle Niveau. — Le papillon est mort / Schweres Rätsel, leicht zu lösen.

II. Lied des Schwarz-Drucker. — Die Sachverständigen; Konkurrenz für Kritiker; Vorbemerkung. Sommernachtstraum; Wie man's macht, ist's nicht recht; Einem Raubvogel; Sozialdemokratie; Uferlos. — Befriedung.

III. Nach dreißig Jahren.

Mährisch-Ostrau, Künstlerhaus, 2. April, 8 1/2 Uhr:

I. Lassalle-Rede. — Lied des Schwarz-Drucker. — Ich werde sterben und es nicht erfahren / Fast erraten / Was man für die Reise u. s. w. / Etymologie. — Die Ballade vom Papagei / Der Bauer, der Hund und der Soldat / Jugend / Der Reim / Le papillon est mort / Ich habe einen Blick gesehn. — Das Ehrenkreuz. — Vorbemerkung. Das Schoberlied (wiederholt).

II. Vorwort. — Szenen: Generalstäbler am Telephon / Abonnent und Patriot / Landesverteidigungsministerium / Erzherzog Friedrich / Kerr am Schreibtisch / Kriegsministerium / Die Schalek und Chor der

Teplitz-Schönau, Kurhaussaal, 29. März 8 Uhr:

I. Lassalle-Rede. — Lied des Schwarz-Drucker. — Ich werde sterben und es nicht erfahren / Fast erraten / Jüdelnde Hasen / Was man für die Reise unter besonderen Umständen braucht. — Szene Kerr am Schreibtisch. — Etymologie. — Die Ballade vom Papagei / Das Schoberlied (wiederholt).

II. Zitat aus dem Vorwort zu »Die letzten Tage der Menschheit«. Liebesmahl bei einem Korpskommando.

*

Prag, Mozarteum, 1/2 8 Uhr

26. März:

Der Revisor

27. März:

Die letzten Tage der Menschheit I II III (ähnlich wie in Berlin)

28. März:

Die letzten Tage der Menschheit IV V (ähnlich wie in Berlin) (Mit Vorworten wie in Berlin und Wien)

Spinnersaal, 1. April, 1/2 8 Uhr:

I. Zitat aus Belloc. — Aus der Zitatenreihe zu dem Aufsatz »Die Unüberwindlichen«. — Vorbemerkung. Das Schober-Lied. — Etymologie. — Die Ballade vom Papagei. — Fast erraten / Jüdelnde Hasen / Molo. — Brief an den Pen-Klub. — Großmann / Was man für die Reise u. s. w. / Ich werde sterben und es nicht erfahren / 50.000 Analphabeten. — Das kulturelle Niveau. — Le papillon est mort / Schweres Rätsel, leicht zu lösen.

II. Lied des Schwarz-Drucker. — Die Sachverständigen; Konkurrenz für Kritiker; Vorbemerkung. Sommernachtstraum; Wie man's macht, ist's nicht recht; Einem Raubvogel; Sozialdemokratie; Uferlos. — Befriedung.

III. Nach dreißig Jahren.

*

Mährisch-Ostrau, Künstlerhaus, 2. April, 8 1/2 Uhr:

I. Lassalle-Rede. — Lied des Schwarz-Drucker. — Ich werde sterben und es nicht erfahren / Fast erraten / Was man für die Reise u. s. w. / Etymologie. — Die Ballade vom Papagei / Der Bauer, der Hund und der Soldat / Jugend / Der Reim / Le papillon est mort / Ich habe einen Blick gesehn. — Das Ehrenkreuz. — Vorbemerkung. Das Schoberlied (wiederholt).

II. Vorwort. — Szenen: Generalstäbler am Telephon / Abonnent und Patriot / Landesverteidigungsministerium / Erzherzog Friedrich / Kerr am Schreibtisch / Kriegsministerium / Die Schalek und Chor der

Offiziere / Im Dorfe Postabitz / Seitengasse / Genosse Schliefke / Vor Udine / Wallfahrtskirche / Nachtlokal. — Die Raben. — Reklamefahrten zur Hölle.

Begleitung/ wie in Berlin, Bodenbach, Prag und Teplitz-Schönau: Herbert Breth Mildner/

Ebenda, 3. April, 8 Uhr:

König Lear

---

Architektenvereinssaal, 22. April 1930, 1/28 Uhr

Theater der Dichtung

Zum 1. Mal

Die Seufzerbrücke

(Le Pont de Soupirs)

Operette in zwei Akten (4 Bildern) von Jacques Offenbach

Text nach Hector Crémieux und Ludovic Halévy von Carl Treumann, bearbeitet von Karl Kraus

Musikalische Einrichtung und Begleitung: Franz Mittler

Erstes Bild: Die Rückkehr des Gatten / Zweites Bild: Uhr und Barometer / Drittes Bild: Der Rat der Zehn / Viertes Bild: Der Karneval von Venedig

Uraufführung in Paris 23. März 1861 im Théâtre des Bouffes Parisiens. Erstaufführung in Wien 12. Mai 1862 im k. k. priv. Theater am Franz Josef-Quai (»unter der Direktion des Carl Treumann, zum Vorteile der Schauspielerin Anna Grobecker«)

[Erste Wiederholung im Carl Theater 31. August 1863.]

Personen

| | | | |
|---|---|---|---|
| Cornarino Cornarini, Doge von Venedig | | Carl Treumann MM | Désiré |
| Baptist, sein Stallmeister | | Hr. Knaack | Bache |
| Fabiano Fabiani Malatrombá, Gonfaloniere | | Hr. Markwordt | Potel |
| Der Präsident des Rates der Zehn | | Hr. Grois | Tacova |
| Astolfo | bürgerliche Mörder | Hr. Ausim | Guyot |
| Franrusto | bürgerliche Mörder | Hr. Schert | Duvernoy |
| Paillumido | Mitglieder des Rates der Zehn | Hr. Zorn | Caillat |
| Rigolo | Mitglieder des Rates der Zehn | Hr. Proksch | Jean Paul |
| Gibetto | Mitglieder des Rates der Zehn | Hr. Küstner | Tautin |
| Ein Gondelführer | | Hr. Fels | Valter |
| Ein Diener des Rates | | Hr. Stix | Fournier |
| Cascadetto, öffentlicher Ausrufer | | Anna Grobecker | Desmont |
| Catariua Cornarino, des Dogen Gemahlin | | Frl. Marek | Mes Lise Tautin |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Amoroso, ihr Page . . . . . | | Frl. Weinberger | Tostée | |
| Laodice, Fiorina | ihre Vertrauten | Frl. Zöllner | Legris | |
| | | Frl. Grode | Taffanel | |
| Fiametta, die Gondelkönigin . . | | Frl. Schwöder | Pfotzer | |
| Lauretta, Giuglietta, Julia | Gondolieren | Frl. Stummer | [Pierrot Mes | Fourier |
| | | Frl. Pagey | Colombine | Igasty |
| | | Frl. Schenkenbach | Leandre | Nattier |
| Erste, Zweite, Dritte | Maske | Hr. Braunmüller | Cassandre | ? |
| | | Hr. Gämmerler | Isabelle | Cortéz |
| | | Hr. Scribani | Arlequin | May] |

Mitglieder des Rates der Zehn. Gondoliers und Gondolieren. Volk. Sbirren. Banditen. Masken etc. Die Handlung spielt in Venedig, Zeit 1321.

Das Couplet des Cascadetto (›Meiner Seel', es ist fatal . . .‹), das Terzett vom Mitleid, der Chor der Sbirren und das Couplet des Malatrombá (›Les affaires sont les affaires . . .‹) mit Zeitstrophen

Nach dem zweiten Bild eine größere, sonst kleine Pausen

Auf dem Programm:

Aus der Biographie von Louis Schneider (Paris, Perrin et Cie 1923):

Puis vint *Le Pont des Soupirs*, opérette en deux actes et quatre tableaux, de Crémieux et Halévy, qui fut jouée le 23 mars 1861. Le livret est d'une folie charmante; mais est-il possible de raconter l'aventure du doge Cornarino Cornarini, venant, tel Ulysse, sous les traits d'un mendiant, rechercher son épouse Catarina, dont la vertu chancelle à Venise en écoutant les sérénades et les propos galants du seigneur Fabiano Fabiani Malatromba? Et l'histoire se termine en plein carnaval — —

Mais il n'y a pas que de la folie dans la musique du *Pont des Soupirs*, il y a aussi de la poésie. Et peut-être, dans ces pages si délicates, si fluides, verrait-on déjà s'estomper l'atmosphère du tableau de Giulietta qui se passe dans la cité des lagunes au troisième acte des *Contes d'Hoffmann*. Dès l'ouverture, avant que le rideau soit levé, s'esquisse derrière le rideau le chœur devenu populaire:

Ah! que Venise est belle!
Le soir elle étincelle;
Le jour elle sourit
Et chante la nuit.

Et quand le rideau s'est levé, quand ce chœur a chanté la beauté de Venise, le doge entonne une ravissante barcarolle en duo accompagnée par la flûte et le hautbois:

Dans Venise la belle
Que cherchons-nous?

Et l'écuyer de Cornarino répond mélancoliquement:

Une épouse fidèle
A son époux.

Et aussitôt le doge de répliquer par des «la, laïtou» qui sont de l'effet le plus imprévu et le plus comique. Au deuxième tableau, l'air de Malatromba «Ah! qu'il est doux, mon beau rêve!» est un bijou mélodique; c'est aussi par la grâce de la ligne que se distingue le chœur des gondolières au deuxième acte: «Vole, vole, ma gondole». Enfin le dernier tableau, celui du carnaval, est d'un mouvement, d'une vie qui rapellent l'intensité de rhythme et de coloris dont se recommandent les grands finals des opérettes célèbres du maître.

Le *Pont des Soupirs*, par l'abondance de sa partie chorale, par la difficulté aussi de cette partie, n'est pas d'une exécution couramment réalisable dans un théâtre. Et c'est, à mon avis, ce qui expliquerait l'abandon dans lequel cette œuvre si bouillonnante, si papillonnante, a été laissée. A sa création, le *Pont des Soupirs*, qui eut un énorme succès de première, avait pour interprètes Désiré, Tacova, Bache, Potel, mesdemoiselles Pfotzer, Lise Tautin et Tostée. En 1868, le 8 mai, la pièce remaniée, agrandie, fut reprise aux Variétés. Certaines pages avaient disparu de la partition, entre autres un duo à vocalises étourdissantes, au dernier tableau; mais d'autres morceaux avaient été ajoutés, notamment dans le rôle de Malatromba qui cette fois fut chanté par Dupuis. Cornarino, créé par Désiré, était chanté par Thiron, qui débuta ainsi aux Variétés et devint plus tard sociétaire de la Comédie-Française. L'excentrique Tacova céda la place à Grenier dans le chef du Conseil des Dix. Seule Lise Tautin reprit son rôle de Catarina.

Man versuche, nach dieser Nacht in Venedig die von Johann Strauß zu hören! (Bei aller Anmut ihrer Musik und bei allem Abstand vom heutigen Greuel.) Die »Seufzerbrücke« — nach »Orpheus« und »Genoveva von Brabant« das dritte abendfüllende Werk — bedeutet textlich wie in ihrer unerschöpflichen, vielgeplünderten Herrlichkeit die Uroperette; es ist, als müßte aller holde Irrsinn der Gattung, der einzig dem Theater seinen Sinn gibt, darin sein Vorbild haben. Die Wiedergewinnung dieses Schatzes — lohnend schon durch das Lied »Meiner Seel', es ist fatal . . .«, das Terzett »Ayez pitié« und den unvergleichlichen Chor »Wir die Sbirren von Venedig« — war von allen dankbaren Arbeiten an Offenbach die schwierigste. Es lagen zwei Fassungen im französischen Klavierauszug vor und ein mit Mühe beschaffter deutscher Text, der nur unvollständig der ersten entspricht. Die Bearbeitung folgte dieser ersten Fassung von 1861, mit Vereinfachung der schweren Koloratur-Partie, auf die Offenbach in der Fassung von 1868 verzichtet hat, welcher auch wesentliche andere Partien — wie die (jetzt neutextierte) parodistische Wehklage über den Tod des Dogen — fehlen. Etliche hinzu-

gekommene Werte sind in die Bearbeitung übernommen worden, wie das Terzett, das Couplet »Les affaires sont les affaires et es plaisirs sont les plaisirs«, das Lied vom Geld, von Geier und Taube und das von den Sporen des Admirals, welches in der Verbindung eines süddeutsch-volksliedhaften Tons mit der Groteskssprache der neuen Übersetzung an den Typus des Wedekind-Bänkels erinnern wird. Da nur das Treumann'sche Textbuch vorlag, so hat die musikalische Bereicherung dramaturgische Eingriffe notwendig gemacht, deren Ergebnis mit dem späteren französischen Text übereinstimmen dürfte; und wie stets war nebst der Säuberung oder Ersetzung der Verse die Restaurierung des alten Dialogs zu besorgen und zugleich dessen Erneuerung, wo sie das theatralische Wesen — echt wie nur je — zuläßt und verlangt. Auch mußte manches, worauf Treumann leider verzichtet hat, aus dem Gesangstext der alten Partitur übersetzt werden. Die Wiener Fassung (»musikalisch-parodistische Burleske« betitelt) entbehrte unter anderm der Koloratur-Partie, enthielt aber — im vierten Bild — vier (heute verschollene) Einlagen des Dirigenten Franz von Suppé, »nach venetianischen Original-Melodien«, darunter ein Lied des Cascadetto, der in Wien von Frau Grobecker, in Paris von einem Komiker dargestellt wurde. An diesen Stellen trat wieder die Partitur in ihr altes Recht ein, vornehmlich in den neuen Masken-Strophen. Die Textvorlage — ein Soufflierbuch, das die handschriftliche Signierung Treumanns trägt — ist im Archiv des Brünner Stadttheaters aufgefunden worden, dem ehedem das Archiv des Carl-Theaters (und damit auch des Treumann-Theaters) überlassen worden war. Die Verwahrlosung der deutschen Offenbach-Texte ist ein Schandmal der Wiener Theaterkultur, die durch Vernichtung des letzten Bewußtseins verflossener Fülle dem protzigen Mangel dieser Gegenwart zugetrieben hat. Leider werden aber auch die französischen Klavierauszüge nicht mehr aufgelegt. Von der Fassung 1868 war noch ein Exemplar zu erlangen; angeblich ist sie nunmehr vergriffen. Die Partitur aus dem Jahre 1861, die bestimmt nicht mehr im Musikalienhandel erhältlich ist, verdankt der Bearbeiter der Freundlichkeit eines französischen Sammlers, der viele dieser Schätze bewahrt und der noch manche der Pariser Uraufführungen Offenbachs erlebt hat. Mit dieser (musikalisch so zusammengefaßten) Operette von dem heimkehrenden Dogen, der, um sein Leben zu retten, sich für seinen Mörder ausgibt und nebst den Störungen seiner Ehe seinen Nachruf mitmachen muß und sonstige Pein bis zu Galgen und Rettung, wäre der Bühne ein ihr zuständiges Werk gewonnen, von dem sie, an die Lehar und Kalman verloren, keinen Gebrauch machen wird.

Das nächste Werk, das der Vortragende bringen dürfte, ist »Die Schwätzerin von Saragossa« (»Les Bavards«). Er sucht den Klavierauszug von »Le Roi Carotte«, die Wiener Texte von

»Geneviève de Brabant«, »La Périchole« und »Madame Favart«. Die Werke, die der Rehabilitierung so würdig wären und ihrer so dringend bedürften: »Orpheus« und »Die schöne Helena«, widersetzen sich ihr leider schon in der ursprünglichen Beschaffenheit der vielgeschändeten Texte.

Zum 50. Todestag Offenbachs (Oktober 1930) soll ein Vortragszyklus der bis dahin vorhandenen Bearbeitungen veranstaltet werden.

**Knaack als Baptist**

*Nach der Natur photogr. von Hermann Klee*
*Aus dem Knaack-Album, Verlag von L. T. Neumann, Kunsthandlung in Wien (1862)*

**Funkstunde, 9. März, 8 Uhr**

Berlin (Berlin O — Stettin — Magdeburg), Deutschlandsender Königswusterhausen und Breslau

Wiederholt 8. April, 8·15 Uhr

Vorrede: Heinrich Fischer

## Madame l'Archiduc

Operette in drei Akten — Musik von Jacques Offenbach — Text nach Albert Millaud von Karl Kraus

Dirigent: Fritz Mahler — Regie: Cornelis Bronsgeest

| | | |
|---|---|---|
| Erzherzog Ernst | | Leo Reuß |
| Graf von Castelardo | | Fritz Odemar |
| Herzog von Pontefiascone (Scaevola) | Verschworene | Max Kuttner |
| Marquis von Frangipano (Coclès) | Verschworene | Hermann Blaß |
| Graf von Bonaventura (Themistocle) | Verschworene | Ernst Busch |
| Bonardo (Licurge) | Verschworene | Paul Rehkopf |
| Pianodolce | Minister | Werner Gille |
| Andantino | Minister | Peter Schneiders |
| Chi-lo-sa | Minister | Santo Rabinowicz |
| Tutti-frutti | Minister | Georg Köppen |
| Riccardo, Castellan auf dem Chateau Castelardo | | Leopold Hainisch |
| Der Wirt der Herberge »Della conspirazione permanente« | | Bruno Fritz |
| Giletti, Kellner in der Herberge | | Ernst Pröckl |
| Beppino | | Erich Mühl |
| Die Gräfin von Castelardo | | Alice Hechy |
| Fortunato, Kapitän der Dragoner | | Beate Roos-Reuter |
| Marietta, Mädchen in der Herberge | | Irene Eisinger |
| Giacometta | | Suse Pirschel |

Herren und Damen am Hofe, Pagen, Dragoner, kleine Soldaten, Kellner, Mädchen, Domestiken, Verschworene, Volk.

Die Szene ist im Herzogtum von Parma, gegen 1820.

Chöre: Maximilian Albrecht. Berliner Funk-Orchester.

Seit Februar 1930 wurden die folgenden Beträge abgeführt:

Dem Landerziehungsheim Obritzberg der »Bereitschaft« (Erlös aus älteren Nummern der Fackel, Rezensionsexemplaren und Autogrammen S 137·94, aus Photographien und Karten, Aufnahmen aus den Ateliers Joël Heinzelmann, Charlottenburg und Trude Fleischmann, Wien, S 53·—) S 190·94.

Dem Verband der Kriegsblinden Österreichs (17. Abrechnung »Das Notwendige und das Überflüssige« S 12·— und 11. Abrechnung »Die Ballade vom Papagei« S 7·20) S 19·20.

Von dem Ertrag der Vorlesungen 22., 23. Februar, dazu eine Spende von Prof. J. S 100·—, an die Hinterbliebenen des Lokomotivführers Janovsky S 370·—.

Der Ertrag der Vorlesung 25. März für Arbeiterfürsorge in Bodenbach ~~und für Bedürftige~~ S X.

Von dem Ertrag der Vorlesungen 2., 3. April (Mähr.-Ostrau) an Bedürftige S 42·—.

Der Erlös aus den Programmen 22., 23. Februar, 1. März, 22., 23. April an die Österreichische Rote Hilfe S V.

Der Erlös aus den Programmen 7., 11. März (Berlin), 26., 27., 28. März (Prag) an Bedürftige und an »Kinderschutz und Jugendfürsorge« Prag S 119·94.

Diversen Zwecken S 16·10.

Der Steuerbehörde ein Teil des Ertrags der Vorlesungen 1. März, 22., 23. April als Nachzahlung für die in den Jahren 1925 bis 1928 wohltätigen Zwecken gewidmeten Erträgnisse S V

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: S 71.356·16

---

**‚Goetheanum' (VIII. Nr. 35, Dornach): »Literarische Überschau« von Dr. Otto Fränkl; ‚Die Volksbühne' (IV, 11, Berlin, Febr.): »Paul Zech« von Karl Vogt; ‚Saalfelder Volksblatt' (Sozialdemokratisches Organ, 41. Jahrg., 23. Februar und 6. April): »Bild eines Kanzlers« und »Romantik?« von Will Schaber; ‚Prager Presse' (16. März): »Zur Stilkritik der ‚Letzten Tage der Menschheit'« von Otokar Fischer, Professor für germanische Philologie an der tschechischen Universität in Prag; ‚Der Altmärker' (Stendaler Tageblatt und Anzeiger, 26. März) und Programmheft des Stadttheaters in Stendal: »Karl Kraus und die Wiedergeburt Offenbachs« von Dr. Friedrich Deutsch; ‚Sozialdemokrat' (Prag, 1. April): »Das Denkmal der Großen Zeit: Karl Kraus liest die Bühnenfassung der ‚Letzten Tage der Menschheit'« von Emil Franzel; ‚Tribüne' (Prag, April): »Ein Nervenzusammenbruch« und »Heine und die Folgen« von Emil Franzel. — Eine Komposition von Hans Pless zu »Flieder« (für eine Singstimme mit Klavierbegleitung) im Musikverlag Richard Hoppe, Breslau. (Der mitgedruckte Text enthält Abweichungen von der Interpunktion des Originals.)**

---

In Nr. 649—656, S. 94, Z. 2 v. u. soll es in der Übersetzung aus dem Tschechischen statt »eine natürliche Erscheinung, die« heißen: *ein Phänomen der Natur, das.*

In »Chinesische Mauer« — die Neuauflage ist am 20. Februar erschienen —, S. 76, Z. 10 statt »Lenzminus«: Lenz*mimus*; S. 187, Z. 16 statt »wurde dem«: wurde *von* dem.

Nr. 827—833: Zu S. 26, Z. 26 empfiehlt ein reichsdeutscher Leser die ‚Deutsche Zeitung' statt »nationalsozialistisch«: *nationalistisch* zu nennen und S. 121, Z. 3 v. u. solle es statt »Zuckmayr«: *Zuckmayer* heißen. Doch auch eine geistige Angelegenheit Berlins erscheint durch einen Druckfehler alteriert, indem es auf S. 119, Z. 8 v. u. statt »Kempinsky«: *Kempinski* heißen soll. Der Irrtum ist umso bedauerlicher, als jenes der Familienname des Alfred Kerr ist, der fälschlich behauptet von altersher Kempner geheißen zu haben. Und noch vor anderen deutschen Neubildungen strauchelt eine österreichische Druckerei. So erklärt es sich, daß auf S. 75, Z. 22 v. u. dem Herrn Panter leider nur das »Spitzige« nachgesagt war, während er natürlich das »*Spritzige*« hat. Und wie schade, daß auch ein jüdelnder Hase getroffen oder vielmehr verfehlt wurde: auf S. 111, Z. 14 hat er selbstverständlich (oder selbstredend) nicht »Inwer«, sondern *Iwner* zu heißen.

*

‚Der Kunstwart' (XLIV., Heft 3, Dez. 1929), über »Tierbücher«:

— — Auf dem gleichen Niveau wie die »naturwissenschaftlichen Märchen« Karl Ewalds stehen die Tierbücher des Schriftstellers Salten. Man ist erstaunt, in seinem Buch »Bambi« (Zsolnay) auf ein Vorwort zu stoßen, das Galsworthy, dessen Werke bekanntlich im selben Verlag erschienen, im Stil eines »Waschzettels« abgefaßt hat. Er bestätigt darin, daß wir hier die »Lebensgeschichte eines Rehes« zu lesen bekommen. Aber ach, es ist nur die Geschichte eines Kleinbürgers, dem ein anderer die Gestalt eines Rehes verliehen hat. Galsworthy verspricht weiter, daß »man hinter dem Gesprochenen die wirklichen, sinnlichen Gefühle der sprechenden Geschöpfe spürt«. Man mache nur den Versuch! Zum Schluß legt er es gar dem Jäger besonders ans Herz. Es läßt sich nicht entscheiden, ob diese neuen Einblicke in das Leben der Rehe und der anderen Tiere des Waldes, die den Jäger mehr als jeden andern überraschen dürften, dazu verhelfen sollen, sein Weidwerk zu noch höherer Vollendung zu treiben, oder ob sie »Ihn«, den Grausamen, abhalten sollen, diese bürgerliche Idylle im Wald zu stören. Übrigens hat schon Karl Kraus in seiner ‚Fackel' dem Jäger und Verfasser eines Hasenromanes, Felix Salten (unter dem Titel »Jüdelnde Hasen«) eine bemerkenswerte »Glosse« gewidmet; und man ist versucht, zu sagen, daß ohne die Existenz der Krausschen »Glosse« den Tierbüchern Saltens das Beste fehlte. Gh. Ll.

Als Ergebnis der Resolution, die nach dem Vortrag »Demokratisierung und Isolierung« vom 14. Juni 1929 sozialistische Hörer beschlossen hatten, ist eine »Vereinigung Karl Kraus« ins Leben getreten. Wiewohl das Werbeblatt dieser Vereinigung nachdrücklichst und wahrheitsgemäß betont, daß sie zu der Person, deren Namen sie trägt, »in keiner wie immer gearteten Verbindung steht«, werden immer wieder Herausgeber und Verlag der Fackel von Tendenzen und Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Vereinigung unterrichtet. Darum muß jener unzweideutigen Aussage die Erklärung angeschlossen werden, daß der Träger des Namens, den auch die Vereinigung trägt, so wenig Einfluß auf deren Wirksamkeit hat, wie er Einfluß auf ihre Entstehung hatte. In der Fußnote zu dem Vortrag (Nr. 811—819, S. 158) war gesagt worden, erst die Entwicklung der Aktion — mit der die Kundgebung der Hörer gemeint war — werde erkennen lassen, inwieweit das »Bekenntnis zum Vortragenden« dessen Forderung erfülle oder erfüllen könne. Mit aller Achtung vor den lauteren Beweggründen, denen der Verein seine Entstehung verdankt — des Bestrebens, der Arbeiterschaft das ihr vom Parteiapparat Vorenthaltene zu erschließen —, muß heute gesagt werden, daß sein bisheriges Wirken nur mißverständlich als Erfüllung der in jenem Vortrag gestellten Forderung angesehen werden könnte; mit Recht nur dann, wenn die Verbürgerlichung der Partei von dem Vortragenden lediglich darin erkannt und beklagt worden wäre, daß sie sich in seinem Falle der bürgerlichen Totschweigetaktik anschließt. Weit mehr als solches hat der Vortragende erkannt und beklagt, ganz anderes verlangt als was die Vereinigung zunächst zu gewähren scheint: Kampf gegen die den sozialistischen Hörern vorgewiesenen Parteiübel, nicht den um das Recht sich innerhalb der Partei, mag diese weiter von den Pollaks den Krupniks zugänglich gemacht werden, zum Werk der Fackel zu bekennen. Das damals gestellte Postulat, das sich auf greifbare Anzeichen der Verbürgerlichung, Korrumpierung und Journalisierung bezog und nicht Bekenntnis, sondern Betätigung wollte, ist heute durch das Ereignis der großen politischen Entehrung überholt. Die Weigerung, »zwischendurch« in der Literaturrubrik die Polemik gegen den Polizeipräsidenten fortzusetzen — übertroffen von der umfassenden Unterwerfung vor einem Bundeskanzler. Es war gemeint gewesen,

daß innerhalb der Partei dem Übel gewehrt werden solle; daß sich innerhalb der Partei die Treue zu dem, der es von außen angreift, ausleben dürfe, war bei dem Vertrauen, das die gereiztesten Machthaber in die Ohnmacht sittlicher und geistiger Bestrebungen setzen, nicht zu bezweifeln. Heute ist vom ganzen Problem nichts zurückgeblieben als dieses »Innerhalb«. Als Sozialdemokrat dem Werk der Fackel anzuhängen, wäre einem von parteiwegen kaum jemals verübelt worden. Eher nunmehr von der Fackel: als deren Anhänger Mitglied zu sein.

*

Zuschrift aus Lawrence Kansas, 21. März:

Schon 1908—09 hat der Autor der »Unüberwindlichen« in seinem Essay: »Selbstbespiegelung« den blöden Einwand der Berliner Kritik kommentiert:

» . . . wer sie [Aphorismen] für eine Polemik hält, der mag jedes dramatische Werk, dessen Beziehungen ihm zufällig bekannt sind, für ein Schlüsselstück halten. Er hat eine Prämisse, die er nicht braucht, und glaubt gerade deshalb, daß sie dem anderen fehlen werde — Aber mir fernstehende und fernlebende Menschen messen den Wert literarischen Schaffens nicht an dem stofflichen Gehalt, . . sondern erkennen jenen, weil dieser ihrem Verständnis entrückt ist.«

*

## Was für Wien nicht interessant ist

Herbert Ihering schreibt für den ‚Berliner Börsencourier' und für den Wiener ‚Tag'. In dem Blatt, das einem Schreier — gegen jedwede Unterdrückung, Gesinnungsknechtung, Meinungsknebelung u. dgl. — gehört, las man (über Munros »Gerücht«) es so:

— — Gewiß, es gibt satirische Situationen, aber keine schlagenden satirischen Worte. Und dieses Stück wählt Martin als große, repräsentative, politische Inszenierung. Wie genügsam ist er geworden!

Gerade die Volksbühne darf in diesem Jahr der trägen Zufriedenheit und geistigen Kompromisse nicht zufrieden und gleichgültig sein. — —

In Berlin so:

— — Gewiß, es gibt satirische Situationen, aber keine schlagenden satirischen Worte. Und dieses Stück wählt Martin als große, repräsentative, politische Inszenierung. Wie genügsam ist er geworden!

Hier liegt der Punkt, wo eingesetzt werden muß. In diesem Jahr haben die Sonderabteilungen der Volksbühne einen Teil ihrer Vorstellungen durch den Zusammenbruch der Piscatorbühne ver-

loren. Man schickte sie dafür in »So und so, so geht der Wind« oder in die »Gefallenen Engel«, allerdings nur Freiwillige. Man ließ nicht einmal alle Mitglieder »Die Affäre Dreyfus« sehen. »Die Unüberwindlichen« von Karl Kraus verschwanden nach einer Vorstellung. Von »Amnestie« gibt es nur Vormittagsaufführungen. Das ist das Bedenkliche dieses Abends: er war Ersatz. Ersatz, wo die »Unüberwindlichen« die Schärfe der Sprache; Ersatz, wo »Amnestie« das aufrüttelnde Thema hatte. Ein Abend, der Unzufriedene abspeisen sollte. Ein Abend des Scheinradikalismus.

Ich will nicht glauben, daß Martin diesen Weg weitergehen will. Ich glaube nicht, daß er die Taktik beabsichtigt, die Opposition durch Entgegenkommen einzufangen und wirkungslos zu machen. Wie ist die Situation der Volksbühne? Sie hat in diesem Jahr auch kassekaufendes Abendpublikum hinzugewonnen, steht also besser da als in der vorigen Spielzeit. Es mag schwer sein, in eine festgefügte Organisation, in diesen festen Turnus von Stücken die Studienaufführungen nachträglich einzubauen. Aber Schwierigkeiten sind nicht dazu da, als Entschuldigungen zu dienen, sondern überwunden zu werden. Gerade jetzt ist die Möglichkeit gegeben, eins der kleinen, heruntergewirtschafteten Peripherietheater für die Sonderabteilungen zu nehmen und mit Stücken wie den »Unüberwindlichen« und »Amnestie« zu bespielen. Gerade jetzt hat die Volksbühne die Gelegenheit, ihre Wirkung zugleich zu vergrößern und zu verdichten! Sie darf sich nicht ihres besten, heute noch zahlenmäßig geringeren, morgen schon zahlenmäßig wichtigen, übermorgen schon zahlenmäßig entscheidenden Publikumsteils berauben! (Wieviel wichtiger und billiger wäre es gewesen, »Die Affäre Dreyfus« in einem zweiten eigenen Hause als bei Saltenburg weiterspielen zu lassen.)

Gerade die Volksbühne darf in diesem Jahr der trägen Zufriedenheit und geistigen Kompromisse nicht zufrieden und gleichgültig sein. — —

Hier liegt der Punkt, wo eingesetzt werden muß. Aber gerade hier wird — eben darum — nicht eingesetzt. Der tätlichen Vergewaltigung hilft die des Wortes. Der Bekämpfer der Zensur, der gegen jene in Berlin nun doch ein Wort gewagt hat, muß es sich in Wien wieder entziehen lassen. Von einem linksliberalen Schreier, der der Hausjud des rechtsliberalen Schober ist.

v. 41

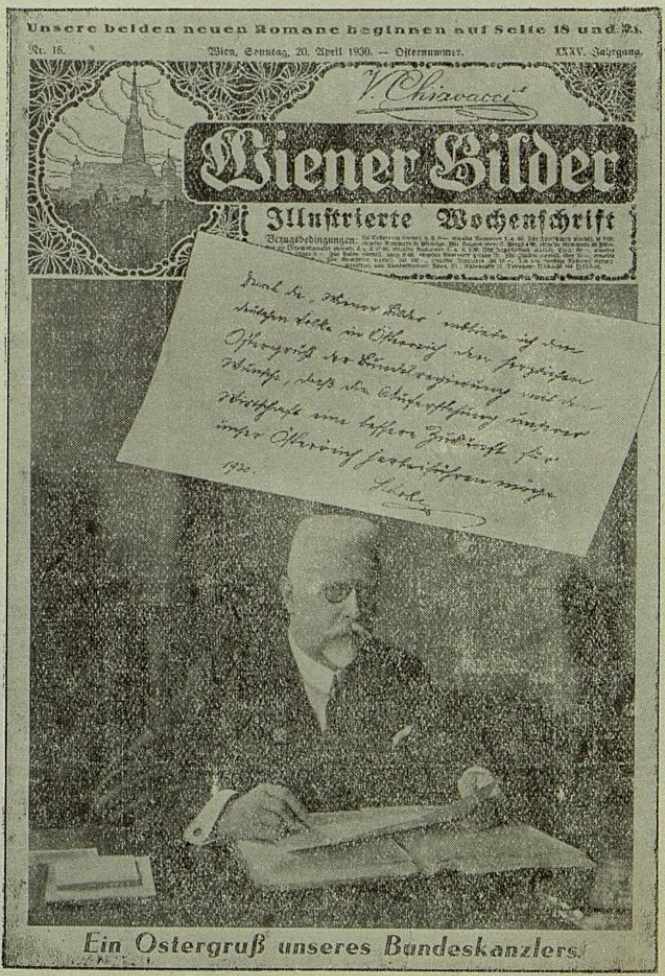
Cliché Lehar-Farius

2 Zl

~~[illegible]~~ Schöpferwitzer

(gute Linie)

## Osterbotschaft




Ein Ostergruß unseres Bundeskanzlers.

## Inschriften

### Akrostichon

Freiheit erstand uns, seit Du uns erstanden,
Es tagt, ein Retter wies den sichern Port.
Laß Dank Dir zollen, Dank in allen Landen,
O nimm der alten Heimat Dankeswort!
Nie wankte Deine Treu', sie wirkte fort
In Taten, die befreit uns aus den Banden.
Es dankt die Treue Dir, der Pflichten Hort.

*

### Umsturz

Nicht mehr vom Militär behext —
die Zeiten sind vorbei!
Die Stelle, wo kein Gras mehr wächst,
hat heut die Polizei.

*

### Entschädigung

Der Wahn ist unsterblich,
für den ihr gestorben.
Er ist nicht mehr erblich,
er wird erworben.

*

### Die neue Macht

Mit Bürgersinn die Bürgerhabe wollen?
Kein neues Stück? Wir tauschen bloß die Rollen?
Da ist das Publikum vielleicht betrogen
und hätt', wenn man's gefragt hätt', vorgezogen
im prominenten Fache die bekannten
Komödianten diesen Dilettanten!
Wie aber kam's, daß es den Wechsel litt?
Noch lauter als, die das Theater füllen,
vermögen die, die oben stehn, zu brüllen,
und jene unten spielen vielfach mit.

*

### Sozialdemokratie

Sie wissen jeweils die Richtung zu nehmen,
sie sind halb von dem, halb vom anderen Schlage,
und erleiden ihn von beiden Extremen,
indem sie trotzdem je nachdem sich bequemen:
halbschlächtig mit ganzer Niederlage.

*

### Der Parteiredakteur

Er sagt die Wahrheit, jedes Wort ist echt,
und was er meint, ergibt sich dem Gefühl.
Wenn er es anders meint, sträubt sich sein Stil,
und muß er lügen, schreibt er schlecht.

*

### Der Journalist

Die Zeitung ein Mittel,
um etwas zu künden?
Es gilt, zum passenden Titel
das Ereignis zu finden!

*

### Die Bundeshymne

Wie sinnreich, daß man das alte
Lied ihnen wieder gewährt:
sie wünschen, daß Gott erhalte,
was definitiv zerstört.

Noch blieb vielleicht so viel Grütze
und Liebe zum Vaterland:
zu wünschen, daß er auch beschütze
der Untertanen Verstand.

## Einem sozialdemokratischen Würdenträger

Republikanische Regel sei's:
Soll's dir in allen Lagen gelingen,
gelang nicht in jede;
geh nicht aufs Eis,
wo sie die Kaiserhymne singen;
spar deine Rede.
Hast du von Natur den elastischen Schritt,
nimm ihn nicht mit.
Bist aber urban du und konnivent,
sei's bis ans End'.
Ziehn alle den Hut
vor einem Schemen,
so ist's nicht gut,
ihn nicht abzunehmen.
Männerstolz vor Königsthronen
zeig lieber, den Festen nicht beizuwohnen,
woselbst sie errichtet
und wo man trachtet, wie der Kernstock gedichtet.
Ist jene zu stürzen dir nicht gelungen,
bleib fern dem Platz, wo ihr Lob wird gesungen;
bei Gespenstern, die wir nicht konnten verjagen,
soll's dem, der es wollte, nimmer behagen;
laß dich dort, wo du nichts als die Schlacht hast verloren,
nicht bemerken unter Honoratioren.
Läßt aber du durchaus dir's nicht nehmen,
sollst ihren Sitten dich anbequemen
und unter Penklubpatronen und Ballpatronessen
niemals deren Sitten vergessen.
Machst du mit den Alfanz,
tu's voll und ganz.
Denn erscheinst unter Bürgern du als Meister,
so mußt du kleben mit ihrem Kleister.

## Einem sozialdemokratischen Würdenträger

Republikanische Regel sei's:
Soll's dir in allen Lagen gelingen,
gelang nicht in jede;
geh nicht aufs Eis,
wo sie die Kaiserhymne singen;
spar deine Rede.
Hast du von Natur den elastischen Schritt,
nimm ihn nicht mit.
Bist aber urban du und konnivent,
sei's bis ans End'.
Zieh alle den Hut
vor einem Scheinen,
so ist's nicht gut,
ihn nicht abzunehmen.
Mämmerstola vor Königsthronen
zeig lieber, den Festen nicht beizuwohnen,
wosebst sie errichtet
und wo man trachtet, wie der Kernstock gedichtet.
Ist jene zu stürzen dir nicht gelungen,
bleib fern dem Platz, wo ihr Lob wird gesungen;
bei Gespensiern, die wir nicht konnten verjagen,
soll's dem, der es wollte, nimmer behagen;
lad dich dort, wo du nichts als die Schlacht hast verloren,
nicht bemerken unter Honoratioren.
Läßt aber da durchaus dir's nicht nehmen,
sollst ihren Sitten dich anbequemen
und unter Penklubpatronen und Ballpatronessen
niemals deren Sitten vergessen.
Machst du mit den Affanz,
tu's voll und ganz.
Denn erscheinst unter Bürgern du als Meister,
so muß du leben mit ihrem Kleister.

## Die letzte Nacht

hat die Berliner Theaterkritiker beiweitem nicht vor ein so schwieriges Problem gestellt wie den Autor, der die Preise verteilen soll und der gewähnt hat, es werde so leicht gehen wie bei den »Unüberwindlichen«, die ein Kinderspiel waren. Klar hoben sich damals die Prominenten von dem Durchschnitt ab, unabweislich bot sich Monty Jacobs, auf den längst getippt wurde, als Mister Berlin dar, ja man kann sagen, daß die Entscheidung hier schon vor der Leistung getroffen war, indem es doch gar nicht erst seines Referats bedurft hat, um zu wissen, daß er ein alter Verehrer der »Demolierten Literatur« sei. Gleichwohl muß offen einbekannt werden, daß auch die Preiszuerkennung bei den »Unüberwindlichen«, so reibungslos sie sich auf den ersten Blick anließ, keine ganz zufriedenstellende Lösung bedeutet, da doch hinterdrein Kräfte in Erscheinung getreten sind, die eine Berücksichtigung verdient hätten. Rekriminationen werden ja freilich nie völlig zu vermeiden sein und der Preisrichter kann es naturgemäß nicht allen, die ihre Kandidaten haben, recht machen; es ist bezeichnend, daß zwar niemand gegen Jacobs etwas einzuwenden hatte, manche jedoch unzufrieden waren, daß Hochdorf vom ‚Vorwärts', wenngleich nachträglich ehrenvoll genannt, nicht unter den Erwählten erschien. Man bedenke, daß doch viele zur Theaterkritik berufen sind, aber nur wenige für den Dummheitspreis auserwählt sein können und daß auch das Amt des Preisrichters schließlich bloß von jenem besten Wissen und Gewissen beglaubigt ist, auf das sich die Theaterkritik beruft. Diesmal nun, wo bereits alles, was nur irgendwie zu konkurrieren vermag, geprüft wurde, stellt sich der weit schlimmere Übelstand heraus, daß die Wahl an der Fülle der Bewerber scheitern muß. Fast überall sind Qualitäten unverkennbar, und dem Preisrichter — der lieber seinem Urteil mißtrauen möchte als ungerecht sein — bliebe am Ende nichts übrig als an die Entscheidung des Publikums zu appellieren, wenn er sich entschließen könnte, diesem den ganzen Dreck zu unterbreiten. Aber diesmal handelt es sich ja nicht darum, das Echo einer Theaterwirkung mit einer Gewalttat zu konfrontieren, die eben jene aus der Welt schaffen wollte.

Der Erfolg der »Unüberwindlichen« sollte aus dem Dasein ausgejätet werden, der der »Letzten Nacht« bloß aus dem Gewesensein; jener aus dem Repertoire, dieser nur aus der Publizität. In jedem Fall nun bleibt es undankbar und schwachsinniger Mißdeutung ausgesetzt, wenn die Fackel die Tagespresse zitiert. Zur »Letzten Nacht«, die vorweg keinem Abendspielplan zugedacht war, soll das Zitat der Anerkennung nur dort verwendet sein, wo es, unmittelbar oder mittelbar, zu dem der Schmähung und Eindrucksfälschung kontrastiert. Das Motiv der Dummheitskonkurrenz bleibe angeschlagen, aber es ist leider nicht durchführbar, und nicht allein wegen des Andrangs, der kaum zu bewältigen war. Je näher man die Gesamtleistung betrachtet, umso deutlicher behält ein anderes Motiv die Oberhand: das einer Gemeinheitskonkurrenz, deren Durchführung aber kaum eher gelingen könnte. Denn von Ausnahmsfällen abgesehen, gewährt das Situationsbild den zwingenden Eindruck, daß die Zunft einfach beschlossen hatte, sich einen Publikumserfolg wie bei den »Unüberwindlichen«, und möge er ganz so stark sein, nicht ein zweitesmal widerfahren zu lassen, vielmehr diesmal die pflichtgemäße Obsorge auszuüben und sich umsomehr für den fauxpas jener Anerkennung schadlos zu halten. Die Gewalttat gegen die »Unüberwindlichen« widersprach so kraß dem an und für sich schon absurden Presseerfolg ihres Autors, daß nichts übrig blieb als zu ihr zu schweigen und die aufgesparte Wut in die Bahn der kritischen Gelegenheit zu lenken, die sich zur »Letzten Nacht« ergab. Da wurden denn, da sich der Meinungswechsel nicht immer in derselben Person vollziehen ließ, die Enthusiasten durch Verreißer ersetzt, die, teils der Chefredaktion gehorchend, teils dem eignen Trieb, die Schlappe wettzumachen hatten — ein Plan, dessen Gelingen keineswegs durch das Spiel jenes Zufalls beeinträchtigt wurde, der im Presseleben manchmal auch das Gegenteil bewirkt. Im Allgemeinen kam die Definition: »Kritik ist, wenn man auf wen eine Wut hat« zu voller Geltung. Zu der Wut wegen des Erfolges, der ihnen ausgerutscht war, und wegen des Erfolges, den sie noch umbiegen konnten, kam die wegen der Dummheitskonkurrenz, die dazwischenlag und die es eben erforderlich machte, verbrauchte Kräfte auszuwechseln und neuen die Chance zu gewähren.

Das Prestige war berührt, Autorität und Ehre eines Berufs, der wie kein anderer bei Verletzungen über das Hausmittel der Rache verfügt; und unverkennbar trat die Absicht hervor, prominente Preisträger, die sich den bis dahin noch tragbaren Schein von Unbefangenheit selbst nicht mehr zugetraut hätten, durch bösartigere Kollegen vertreten zu lassen, welche berufen schienen, im Angriff zugleich jenen wunden redaktionellen Punkt zu verteidigen, der durch die Preiszuerkennung entblößt war.

Was mithin die ‚Vossische' betrifft, so ist zu sagen, daß bei aller Eignung des Ersatzmannes, den auch ihm ursprünglich zugedachten Preis zu verdienen, sich dem Betrachter doch vor allem ein Wesenszug aufdrängt, der den Fall dem Gebiet der Satire entrückt und eher einem Wettbewerb empfiehlt, der wegen drohender Überlastung der Jury niemals auszuschreiben wäre. Nachdem Montys Treuhänder den Inhalt der »Letzten Nacht« verdreckt hat, fährt er fort:

— — Karl Kraus dichtete es in gereimten Versen und während des Krieges. Daß er so viel Reime zusammenbekam, läßt seine Geduld bewundern; daß er es damals veröffentlichte, läßt seinen Mut respektieren. Damit wäre ich am Ende meiner Anerkennung.

Alles hat seine Zeit, auch das jetzt so stark verlangte Zeittheater. Der bescheidene Dichter — ich kenne Herrn Karl Kraus nicht, also setze ich diese Tugend bei ihm voraus — hätte sich vielleicht sagen sollen: Damals, während und kurz nach der großen Katastrophe war es mir möglich, einen Schein vom Kriege als ferne Vision schweben zu lassen. Jetzt haben die Frontkämpfer das Wort, die zehn Jahre Besinnung brauchten, um den Kopf klar und die Hand fest zu bekommen. Jetzt ist der Krieg als Wirklichkeit gestaltet worden, mitsamt seiner Länge und Langeweile, seiner Leere und menschlichen Unfruchtbarkeit.

Er meint natürlich den Kriegsroman der Firma Ullstein, dessen Autor in den zehn Jahren der Besinnung allerlei Friedenskitsch verfertigt hat, um den Kopf klar und die Hand fest zu bekommen.

Oder ist Herr Kraus durch die Leere, Langeweile, menschliche Unfruchtbarkeit seines Stückes diesen Resultaten mit ironischer Symbolik zuvorgekommen? Unter allen Versen, die den Krieg feiern, sind kaum schlechtere gewesen als diese hier, die ihn verdammen. Der Zweck muß schon sehr heilig sein, um die Fruchtbarkeit (?) dieses Mittels zu entschuldigen. So reimklapperte der gute Major Lauff, wenn er vom obersten Kriegsherrn zum Dichten kommandiert wurde! Und schon aus diesem Grunde: nie wieder Krieg!

Aber er ist vielleicht aus einer Geistesart entstanden, die den deutschen Kommis befähigt, das Urteil über Werte, die ihm fernliegen, als Fertigware zu liefern. Es soll nicht das geringste über den absoluten Wert von Versen der »Letzten Nacht«, in der es ja wirklich nach Operette klingt, ausgesagt sein, wenn eidesstattlich versichert wird — und diese Dinge sind doch greifbarer und beweisbarer als Inseratengeschäfte —: daß da eben in dem Geklapper der Kriegsautomaten, und in einem Komma, mehr Wortkunst steckt als in der gesamten Literatur Ullsteins und der preußischen Dichterakademie dazu. Wenn der Autor es den Herren, die von der Sprache so viel verstehen wie ein Nashorn von Parfum, analytisch beweisen wollte, würden sie staunen und die Kompetenz, die ihnen das Amt verleiht, bereuenswert finden.

Von dem großen Mysterium wurde nur der Epilog gegeben oder vielmehr aufgesagt, weil damit nichts Besseres anzufangen war. (Mit einer einzigen Steigerung ins Dämonische durch Wolfgang Heinz.) Das wurde von zwölf bis eins abgemacht, in der einen Geisterstunde, an deren Ende einer ungefähr sagte: dies ist der Anfang hier der Ewigkeit. Das war ein schöner Vers, und ich stelle gern fest, daß der Dichter nur eine Stunde brauchte, um auch den Anfang der Ewigkeit empfinden zu lassen.

Karl Kraus ist ein großer Publizist, er hat in Wien so viel Ruhm gesammelt, daß er ihn auf einmal gar nicht von da mitnehmen konnte. Es soll Leute geben, die noch gar nicht wissen, daß er in Berlin angekommen ist,

Kein Wunder, da er in der Galerie eben solcher distinguierten Fremden noch nicht bei Mosse konterfeit erschien, worauf er immer wieder vergebens wartet.

oder daß er es als ein zweiter Achilleus seit einigen Jahren belagert. Auch dieser mitternächtliche Überfall wird zu keiner Eroberung geführt haben, trotz dem Aufgebot einer Schar von Myrmidonen, einer wahrhaft eisernen Brigade, die den Versen dieses Kämpfers standhält, die für ihn lebt und stirbt, und wenn es vor Langerweile wäre. Eine Gemeinde ist kein Publikum.

Eine alte Erkenntnis der Ullsteinmänner, die hier noch prägnanter als bei Monty formuliert erscheint. Daß sie schon ein Bonmot geworden ist, welches die Gemeinde zu stürmischer Heiterkeit verführt, wenn ich nur darauf anspiele, ahnen jene nicht. Doch was nützt das alles: wenn einer dieser Nebbichs einmal in der

Saison beim Publikum durchfällt, so gibt das ja mehr aus, als wenn unsereins täglich von der Gemeinde gefeiert wird. Die Posten vor dem Publikum vergeben und besetzen die Personen, von denen Bismarck sagte, daß sie ihren Beruf verfehlt haben, den Lassalle dann insofern bestimmt hat, als er sie eine Bande von Menschen nannte, »zu unfähig zum Elementar-Schullehrer, zu arbeitsscheu zum Postsekretär, zu keiner bürgerlichen Hantierung tüchtig und ebendeshalb sich berufen glaubend, Volksbildung und Volkserziehung zu treiben«. Und weil das Publikum nicht die Möglichkeit hat, Leute, die jeder Gemeinde zur Last fallen würden, von den selbstverliehenen Posten zu jagen, so wird fortgeschäkert.

Ich nehme an, daß man dem Dichter Karl Kraus die Verdienste des mir nur von ferne bekannten Publizisten anrechnet; sie müssen ungeheuer groß sein. Vielleicht macht es auch die Schadenfreude, die zustimmende Befriedigung: du hast es denen ordentlich gegeben! Aber ein Dichter sollte wohl noch andere Gaben austeilen können. Gewiß, man muß den Krieg verwerfen, schon wegen der furchtbaren Kriegsfolge dieser Verse und dieser Reime, die aus dem pazifistisch umgebauten Maschinengewehr knattern und schnattern. Aber man soll auch den Frieden lieb gewinnen, und wer das Giftgas verabscheut, wird sich enthalten müssen, unter den Menschen Gift auszustreuen. Mit dem Haß allein wird der Menschheit nicht geholfen.

Arthur Eloesser.

Sechzig Jahre alt, und noch so wenig aufgeweckt! Nun, mit dem Haß wird der Menschheit gewiß nicht geholfen, doch eine frohe Stunde wird ihr bereitet, wenn ich ihr die »Dummheitskonkurrenz« vorlese. Warum aber der Monty Jacobs zurücktreten mußte, wo es doch sein eigenstes Herz ist, aus dem der Eloesser keine Mördergrube zu machen hat, versteht man eigentlich nicht. Wozu überhaupt die Umschweife der Individualitäten? Es genügte als Kritik doch die eine generelle Zeile: »Wir haben halt eine Wut!« (Da kann sich dann jeder unterschreiben.) So unbefangen wie der Stellvertreter wäre also Mister Berlin gewiß noch gewesen. Er soll sich auf dem Freiplatz, den ein Theater auch den beruflich nicht beschäftigten, aber »einreichenden« Standesgenossen gewährt/durch mündliche Kritik schadlos gehalten haben und da er Temperament hat, von Nachbarn, die für

ihr Geld etwas hören wollten, zur Ruhe gemahnt worden sein. Wer wird das nächstemal die Amtspflicht ausüben? Ich rate dringend zur Resignation, da es beim letzten Hervorruf geschehen könnte, daß ich die Herren anspreche, mich nach ihrer Verdauung erkundige, sie frage, ob sie nicht Dringenderes zu tun hätten, als sich Dinge anzuhören, die sie nicht verstehen. Schließlich sind doch auch in den Theatertoiletten während der Vorstellung die Plätze frei, und da läßt sich bequem über Berufsprobleme nachdenken, statt im Parkett »sich unnütz zu machen«, wie man in Berlin sagt. Und weil wir schon bei dem Thema sind: die Toiletteherren der Berliner Lokale, oft hab ich mirs gedacht, müssen ihren Lebensabend hier verbringen und verstehen gewiß mehr vom Theater als die Herren, die eben deren Beruf verfehlt haben.

Das ‚Berliner Tageblatt' hielt diesmal schon bei der dritten Besetzung, da die zweite befangen war und die erste ja überhaupt nicht in meinem Fall in Betracht kommt (seit 1924, wo sie den ersten und letzten »Näherungsversuch« gemacht hat). So etwas von einer Dürftigkeit, die da zur Verkleinerung des Ereignisses herangezogen wurde — Hirsch heißt er —, hat die Welt des Geistes noch nicht gesehn. Unter dem Titel »Nachtvorstellung« versteckt, wurde unter anderm bemängelt:

Der Ton des Ganzen schwankt zwischen prophetisch sein sollender Anklage und billiger Satire, wobei Tagesphrasen mit »orphischen Urworten« zusammenkommen, »Vesper« sich auf »mein Presber«, »Skoda« sich auf »Roda Roda« reimen muß; » c'est la guerre «?

Leider ja! Aber bei meiner billigen Satire zahlen die Konsumenten drauf, und daß sich »Vesper« auf »mein Presber« reimen muß, gibt jener Reim selbst zu, als der einzige, den »mein Presber drauf weiß«. Hirsch — nicht zu verwechseln mit dem, der einst gerufen hat: »Es ist doch etwas Schönes um den Krieg!«, aber wahrscheinlich zu verwechseln — konstatiert:

Am Ende Beifall der Gemeinde des Autors, Verblüffung und Müdigkeit bei den Laien.

Hirsch ist Laie. Man erkennt sie schon daran, daß sie Freikarten haben, während die Gemeinde zahlen muß.

Wiegler von der B. Z., zufrieden mit dem Trostpreis, ließ sich wie folgt vertreten:

— — Und der lodernde Haßgesang ihrer Kehlen kommt aus der Schreibmaschine.

Aber aus einer Schreibmaschine, die aufs kunstvollste angeschlagen wurde. Krauß' Herrschaft über das Wort und den Reim läßt Funken aus dem wirren Szenengerüst sprühen; sein monomanischer Fanatismus entlädt sich in aphoristisch gespitzten, mit Intellektualität und heißer Tendenz geladenen Verszeilen. Der Furor seiner Gesinnung steigert seine dramatische Kraft.

Was aus einer Schreibmaschine alles herauskommt, wenn man sie kunstvoll anschlägt! Ich habe zwar noch nie im Leben dergleichen getan oder auch nur tun lassen. Nicht einmal eine Füllfeder besitze ich, sondern seit dreißig Jahren denselben Federstiel. Aber ein Hellseher hat erkannt, daß ich doch einmal mit einer Schreibmaschine zu schaffen hatte. Tatsächlich diktierte ich ihr im Sommer 1917 in Zürich die schon verfaßte und mit der Hand geschriebene »Letzte Nacht«, in der Absicht, sie in der Schweiz zurückzulassen. Dann aber faßte ich doch Vertrauen zu Österreich, nahm sie über die Grenze und machte, unmittelbar nach der Musterung durch die Fallotas in Feldkirch, auf sicherem österreichischen Boden aus den Worten »Hetman« und »Zar« (die ich der reichsdeutschen Stenotypistin diktiert hatte, um die Laiin nicht zu verblüffen) wieder den »Hauptmann« und den »Kaiser«, für den der Soldat nicht stirbt.

Wenn Sternaux vom ‚Lokalanzeiger' das gesehen hätte, er hätte ein energisches Einschreiten der Behörden gefordert. Zwölf Jahre später blieb er, froh, seinen Ermunterungspreis im Trockenen zu haben, der Aufführung fern und ließ sich von einem in jeder Hinsicht maßvolleren Kollegen vertreten. Ob es nur ein Beispiel sein mag, wie der Zufall im Presseleben waltet, oder ein Beweis, daß die Rechtspresse, wenn es sich um mich handelt, schließlich doch nicht so prinzipiell unsauber und so durch hemmungslose Wut stupidisiert ist wie die Presse der mit Intelligenz Gebornen — jedenfalls konnte, obschon unter dem Titel »Zerrspiegel des Krieges«, das Folgende erscheinen:

Mit einer Verspätung von fast dreizehn Jahren ist ein Bruchstück aus den »Letzten Tagen der Menschheit« von Karl Kraus, einer Art Antikriegsbibel nebst apokalyptischem Anhang, im Theater am Schiffbauerdamm zur Uraufführung gekommen. Kein Bühnenspiel, sondern

eine Folge von Diskussionen, typisierten und verzerrten Gestalten, symbolischen Stimmen — vor einem Hintergrunde von Drahtverhauen und Totenkreuzen. Ein mittelalterlicher Zug von Weltuntergangsstimmung ist deutlich: der dialektische Furor rast, die Durchleuchtung der Nachtseite des Krieges leitet hinüber zur fanatischen Zerfaserung alles Irdischen. Ein Entwurzelter sieht so die Dinge: den Aufbruch einer Nation zum Kampf um ihr einfaches Daseinsrecht; vor dem Blick eines leidenschaftlichen Hassers verwandelt die Welt sich in ein Chaos der verneinenden Mächte.

»Die letzte Nacht« — das ist nicht nur der literarische Versuch, sondern zugleich die Gerichtsstunde eines Zeitkritikers. Unnötig, mit ihm und seinesgleichen zu rechten. Je geschlossener unsere Haltung dieser Zeit, ihrer Größe und Tragik gegenüber ist, desto kühleren Blutes sind wir Zuschauer dieser Art von Geschichtsauffassung. Je weniger wir mit ihr gemein haben, desto unbefangener dürfen wir das Phänomen selbst betrachten: denn es ist und bleibt ein Sonderfall, seltsame Spielart des Geistes: die Welt wird hier bis ins kleinste wiedergegeben vom Zerrspiegel eines Einzelgehirns; es ist eine Form der Kritik, die alles von sich behaupten darf: selbst Liebe im Haß und Schöpfertum in der Zerstörung — so vollkommen subjektiv ist sie zu verstehen. Nicht die Zeit wird in ihr über sich Klarheit empfangen, sondern sie ist selbst ein Bestandteil dieser Zeit: kein Mittel, sondern ein Gegenstand der Erkenntnis. — —

Aber selbst der ‚Vorwärts' blieb diesmal hinter sich zurück; in dem Bestreben, »jenseits der Auseinandersetzungen um Kraus stehend«, einen »Eindruck« zu haben, gelang ihm gerade noch die folgende Dummheit:

— — Man nennt Karl Kraus einen Dichter, einen Sprachformer von größtem Format, andererseits lehnt man ihn als Harlekin ab — — ein Starker versucht hier durch die Oberfläche zu dem Kern*) zu gelangen, das Wesentliche, Bleibende einer Erscheinung herauszumeißeln und zwar in einer Sprache, zyklopenhaft wie erratische Blöcke.

Und was läßt sich von dieser Sprache noch aussagen?

Sie bedeutet das Zeitgebundene an Kraus.

Er hat also jenseits der Auseinandersetzungen von allen Standpunkten etwas übernommen, wie es dem Sozialdemokraten geziemt. Natürlich findet er, daß, »was 1917 eine Tat war«, jetzt,

*) Heiliger Druckfehlerteufel! Der Setzer präsentierte zuerst: »ein Starker versucht hier durch die Oberfläche zu dem Kerr zu gelangen«. Leider mußte es korrigiert werden. (Des Pudels Kern: wenn dieser noch Kempner hieße, wäre es nicht passiert.)

»nach der Inflation der Kriegsromane und Kriegsdramen verblaßt« wirke, also weil mir meine Plagiatoren zuvorgekommen sind.

Die ‚Rote Fahne', unter deren Protektorat sich ein Jahrzehnt lang die Sozialisierung der »Letzten Tage der Menschheit« durch die ehemaligen Mitglieder der Kriegspressequartiere entfalten konnte, setzt dem Werk noch schärfer zu. Es sei zwar während des Krieges geschrieben worden, aber Krauß

ist stehen geblieben. Er ist hoffnungslos festgerannt. Er sieht zwar die Auswirkung des Krieges, aber nicht seine Ursachen und folglich auch keinen Ausweg.

Nämlich nicht den durch Vergasung zu reiner Lebensluft, wie ihn die Bekenner der ‚Roten Fahne' sehen.

Er ist der ewige Ankläger — ohne Hoffnung — ohne Ausweg.

Denn er glaubt, daß mit dem Dr.-Ing. Abendrot das Ende aller Tage da sei, ohne das Morgenrot zu sehen, das der erst heraufbringt. Krauß (zum fünften Mal)

hat eine kleine Schar von Anhängern, von literarischen Feinschmeckern um sich. Der großen Masse ist er fremd geblieben.

Für die er, da die Populären nur stottern können, hin und wieder um Vorträge gebeten wird, für jene, die nicht die Macht haben, das tief antirevolutionäre, verkleidete Pack von bürgerlichen Tinterln zum Kuschen zu bringen, die ihnen die Zeitung zubereiten. Da er ihnen aber um jeden Preis fremd bleiben soll, so verschmiert man seinen Namen noch in dicken Titellettern. Die ‚Welt am Abend' gibt ja zu, Krauß

gehört zu den wenigen Schriftstellern, die damals rebellierten.

Aber das ist doch heute passé, heute sind bei den Kommunisten die obenauf, die damals für die Kriegsanleihe gesungen haben. Wegen ihrer totalen Hoffnungslosigkeit ist die Sache, die jener führt, »für uns nur von beschränktem Wert«, wir haben doch andere Sorgen als den Zwangstod zu verfluchen, jetzt, wo wir uns doch selbst so was anschaffen wollen. Gewiß, »eine der mutigsten literarischen Taten jener Tage«, aber

ganz, ganz ohne Hoffnung

heute, wo wir doch vor der Möglichkeit stehen, statt der Front gleich die Hinterländer im Handumdrehn zu vergasen oder

auf diesem Weg die bessere Gesellschaftsordnung zu verwirklichen. So ungefähr meinen sie es alle und überlassen die Teilnahme an der Hoffnungslosigkeit der Gemeinde, dem Anhang, der Schar. Die Presse der Kommerzialräte führt den Gedanken aus: »Man hat scho genug von die Graiel«; die andern wollen nicht, daß man an diese so ganz ohne Hoffnung herantrete. Auch ‚Berlin am Morgen' nicht, das immerhin — in einem politischen Bezirk, wo der Kerr noch Gimpel fängt — zu vermerken weiß:

»Die letzte Nacht« ist der (gereimte) Epilog zu des Wiener großen Schriftstellers und Publizisten Karl Kraus' erschütterndem Kriegsdrama »Die letzten Tage der Menschheit«. Werk und Epilog wurden 1917 geschrieben und noch im selben Jahre trotz Zensur und Ausnahmezustand vom Autor in Wien öffentlich vorgelesen, — zu einer Zeit also, da die »Antikriegsdichter« von heute, die Alfred Kerr und Konsorten noch in blutiger Kriegshetze machten.

Alles in allem wird man vielleicht doch einmal zu der Erkenntnis gelangen, daß zwischen dem Autor der »Letzten Tage der Menschheit« und den Massen nichts stand als die Journalistik, der diese ausgeliefert waren. Alles in allem war in diesem Fall der Angriff von rechts lange nicht so schäbig und subaltern wie die Anerkennung von links. »Man fragt nicht mit Unrecht«, meint der deutschnationale ‚Tag'

warum seine Stücke nicht von den »Aktivisten« der Linken propagandistisch ausgebeutet wurden — zu Zeiten, als Toller seinen längst vergangenen Ruhm erntete

(seinen« ist gut)

und Piscator seine Agitation entfaltete. Aber diesen Leuten ist Kraus bei aller Verschrobenheit der Ideologie zu ehrlich. . . . Und dabei wird auch manches laut, was den Kulturpolitikern von links unbequem ist. In diesem Epilog zu »Die letzten Tage der Menschheit« z. B. ist es eine Szene (die einzige von Wert und auch der Höhepunkt der Regie), in der mit unheimlicher Eindringlichkeit ein modernes Sodom und Gomorrha symbolisch-expressiv gestaltet wurde, ein Stück Totentanz von einprägsamer Gewalt: der gespenstische Reigen der Hyänen der Etappe und des Hinterlandes, der Tanz der Leichenfledderer, Schieber und Nutznießer des Heldentums der Front; in ihrer Mitte Antichrist in der Judasmaske (die schauspielerische Leistung des Abends: Wolfgang Heinz). In dieser Szene hebt sich der Autor über seine eigene pazifistische Ideologie empor.

Der vom ‚Tageblatt' findet sie »ekelhaft«. Aber sehe sich einer diese nationalistische Kritik an: in München war so etwas »Verhöhnung des toten Frontsoldaten durch einen jüdischen Literaten« (aus »teilweise syphilitisch verseuchtem« Kreise). Doch auch jener läßt auf die Vorgesetzten nichts kommen, die Vorführung des Totenkopfhusaren sei eine Gemeinheit, und:

Die Verzeichnung eines über Leichen fahrenden Generals ist einfach dumm.

Aber sie wäre, selbst wenn sie nicht vielfach real gegründet wäre, als szenische Metapher — der über Leichen Fahrenden — der stärkste Abschnitt des Gedichts. Mit jeder der Coupletzeilen, die so leicht sind, daß sie die Schwachköpfe nicht verstanden haben. Der Vertreter der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' hat es besonders schwer gehabt, indem er einerseits den Mut anerkennt, der damals Dinge geäußert habe

die in ihrer Gesamtheit zwar ein verzerrtes Bild des Kriegsgeschehens geben, die in manchen Einzelheiten jedoch Wesenszüge beleuchten, die man in jenen Jahren noch übersehen mußte oder in den Schatten stellte

anderseits aber — denn man muß heute wieder — feststellt, daß dieser Epilog

dem Wesen dieses vierjährigen Kampfes nicht nahekommt.

Daß etwa »ein Offizier« (Feldwebel) mit dem Revolver die Fliehenden zurückjagt, ist

eine charakteristische Literaturerfindung, die dadurch nicht wahrer werden kann, daß solche Ereignisse hier und dort in der Überfülle anderer Ereignisse eingetreten sind.

Gehört also (mit den anderen Ereignissen) zu den Wesenszügen, die man damals übersehen mußte und die heute dem Wesen dieses Kampfes nicht nahekommen. Immerhin muß man

das echte Pathos eines aufgewühlten und erschütterten Menschen anerkennen, das sich wesentlich davon unterscheidet, was man in den Nachkriegsjahren an billigen, konjunkturgerechten Machwerken erlebte

und:

bleibt recht kühl in Anbetracht der Tatsache, hier nichts als jener seltsamen Kriegsromantik des Hinterlandes zu begegnen, von der die Geschehnisse unendlich weit entfernt waren.

Alles in allem besitzt das Werk, das sich von den Machwerken unterscheidet

eine verzweifelte Ähnlichkeit mit jenen Erzeugnissen, die darlegen, wie brave anständige Menschen durch andere, die daraus Profit schlagen .... durch skrupellose Gaserfinder und Pressehalunken .... in den Tod gejagt werden.

Ja, es war zum Verzweifeln, aber

»Die letzte Nacht« trägt zweifellos Züge einer solchen Verplattung der Dinge ....

Da kann man halt nichts machen — als sich rezensieren lassen; und zwar von einem, der es »auf die Gefahr hin« unternimmt,

es mit guten Freunden und ehrenvollen Leuten, die die Persönlichkeit des Wieners Karl Kraus auch als Dichter hoch einschätzen, zu verderben ....

Der Mann hat diesen Mut, wenngleich er in das Werk nicht so tief eingedrungen ist wie die Arier von der ‚Deutschen Zeitung, und der ‚Kreuz-Zeitung', von denen jener in der »Letzten Nacht«

einen neuen Beweis seiner krankhaften Fehdesucht, seiner literarischen Schamlosigkeit, seiner fanatischen Dialektik

also offenbar einen Angriff auf den Kerr erkennt, dieser jedoch (der mehr die »kranke und ekelerregende Phantasie« wahrnimmt, die »der bedauernswerte Autor« zeigt) sofort heraus hat:

Von Bosheit knirschende Karikatur mischt sich mit Eitelkeit und Wahnsinn.

Der von der ‚Deutschen Tageszeitung' bemerkt, daß es in der Aufführung eben noch gelungen sei,

die haßgeladenen, manchmal sprachlich blitzenden Verse pathetisch in Parkett und Rang zu schleudern

während der von der deutschnationalen ‚Börsen-Zeitung' »schlechte Stammtischwitze« gehört hat und erstaunlich findet, daß dergleichen in Berlin noch vorgeführt werde

nach Unruh, der im Vergleich mit Kraus ein unfaßbar gewaltiger Dichter ist

wiewohl es »keine Frage« sei,

daß Kraus sprachlich weit über die meisten Zeitdichter hinausragt.

Sehn S', solche Kontraste, wie sie sich hier gar innerhalb einer und derselben Persönlichkeit zutragen, gibt's nur an meiner Front.

Übersichtlicher:

— — Leider wurde es keine Geisterstunde, trotzdem der Wiener Fackel-Kraus gewiß über einigen Geist verfügt. Aber dieser Epilog seiner Dichtung »Die letzten Tage der Menschheit«, 1917 geschrieben, wirkt heute antiquiert. Natürlich nicht der pazifistischen Gesinnung wegen, die hier den Militarismus, den Kapitalismus als Kriegshyäne und die sich prostituierende Presse anprangert, sondern weil heute, 12 Jahre später, hundertmal dasselbe gesagt und nicht mit so miserablen Versen, mit denen nun die Darsteller vergeblich rangen. Letzten Endes blieb fast alles nur eine Deklamation blutloser Worte . . . Eine Stunde lang brach daraus lähmende Monotonie über das Parkett herein .... Die Berliner Kraus-Gemeinde ließ sich dadurch nicht beirren und etliche Pfeifer sorgten für Verstärkung ihres Beifalls. — —

‚Welt am Montag‘,
Albert Weidner

— — Diese Exponenten einer versinkenden, bei Kraus dem Weltuntergang geweihten Epoche stehen noch einmal auf, um sich zu bekennen. So wird die letzte Nacht die stärkste Absage an den Krieg, eine Absage, die, was wesentlich bleibt, schon im Kriege ausgesprochen wurde. Außerordentlich wieder die sprachlichen Schönheiten des Werkes (Höhepunkt die Worte des sterbenden Soldaten), außerordentlich auch, wie der Meister des Wortes den lebendigen menschlichen Ausdruck gegen die Phrase des Krieges stellt.... wie über dem Totentanz der Gestalten sich der Kampf des lebendigen Dichterwortes gegen die tote Materie abzeichnet. Es ist schwer, dieses ganz auf die faszinierende Sprache gestellte Werk aufzuführen .... Stürmischer Beifall der ergriffenen Zuschauer rief den Autor und seine Mitarbeiter immer und immer wieder hervor.

‚12 Uhr-Blatt‘,
Rolf Nürnberg

— — Man sah auf diese Weise wenigstens nicht, ein wie unmögliches Bühnenbild Nina Tokumbet da aufgebaut hatte.

— — Und Nina Tokumbet, jene Bühnenbildnerin, die zu einer grandiosen Geschlossenheit des Bildgeschehens gelangt.

Aber solche Pendants in der Beurteilung jedes einzelnen der unermüdlichen Studio-Helfer ließen sich zu Dutzenden finden. Der Leistung des Regisseurs: das Unmögliche zu ermöglichen, wurde die Kritik der ‚Morgenpost‘ gerecht:

— — Ein Drama ist es nicht, und auch Piscator hätte als Regisseur hier nicht mehr leisten können als Leo Reuß, dem es immerhin gelang, die Symbole so weit zu beleben, daß — nebenbei — etwas wie Spannung entstand und unwiderstehlich das auf die Zuschauer noch einmal, und zusammengefaßt, hereinbrach, was sie als Mitspieler und Zuschauer des unerhört tragischen Geschehens miterlebt hatten. — —

Eine Reihe ausgezeichneter Sprecher — alle mit ganzer Hingabe der Sache ergeben — stand im Gefecht. — — K. K. und seine Mitarbeiter wurden oft und leidenschaftlich gerufen.

Elise Münzer.

Die Möglichkeit solcher Äußerung beweist das Faktum der schamlosen Eindrucksfälschung, die eine präparierte Kritik verübt hat, und darf die Mitwirkenden entschädigen, deren Nennung wie Nichtnennung zumeist das Schulbeispiel leichtfertiger Ignoranz war. Wenn man bedenkt, wieviel Menschenmühsal in einem solchen Unternehmen schließlich den Lohn erntet, von der Lumperei begrinst zu werden, und daß doch der letzte Bühnenarbeiter Ehrlicheres und Fruchtbareres leistet als eine Sorte, die rätselhafter Weise noch zur Ablagerung ihres Drecks herbeigerufen wird, dann möchte man nie wieder an solcher Gelegenheit beteiligt sein. Das Äußerste an Infamie war wohl die Behandlung oder Nichtbehandlung des musikalischen Kunstwerks, das Hanns Eisler dem Text angegliedert hatte, der »Katzenmusik«, von der ein Unverantwortlicher sprach und der allein zuliebe schon alle Problematik eines Bühnendaseins der ‚Letzten Nacht' hinzunehmen war.

‚Tempo':

— — Sie ist mit ihrem Pathos und ihrer geistigen Geformtheit mehr Angelegenheit des inneren Gesichts des Lesers, mehr eine für einen Rezitator von heroischem Pathos. — —

— rg.

‚Börsen-Courier':

K. K. unterlag keiner Atmosphäre, keiner Nachrichtenüberrumpelung. K. K. widerstand dem ungeheuerlichsten Druck, dem je menschliche Gehirne ausgesetzt waren, den Schlagwortangriffen, den Phrasenattacken von vier Kriegsjahren. — — In dieser Widerstandsfähigkeit, in dieser Selbstbehauptung liegt der Wert des Werkes. Auch ich glaube, daß K. K. da stärker ist, wo er, wie in den »Unüberwindlichen« aus dem Witz das Pathos, aus der Ironie die Schärfe, aus dem Hohn die Angriffsrichtung ableitet. — —

Zu spät als Werk kam »Die letzte Nacht« auf die Berliner Bühne. Aber niemals zu spät, um in einer jagenden, torkelnden Zeit als Beispiel für eine Widerstandsfähigkeit aufgerichtet zu werden, die im Chaos dieser Friedensjahre ebenso notwendig ist, wie im Chaos des Krieges. — —

Herbert Ihering

Der Autor weiß so sicher, daß der Epilog kein theatralisches Eigenleben hat, wie: daß er als Krönung des Ganzen theatermöglich wäre, wenn dieses theaterwirklich würde. Als Ersatz des Ganzen genügt er immerhin einer sozialen Theaternotwendigkeit, mag solche auch hinter dem Zeitvertreib zurückstehen müssen, den die Gunst der Ullstein- und Mosse-Kreise fördert und der ihnen die große Zeit vertreiben soll, die sie heraufbeschworen hatten. Dergleichen muß der sozialistischen Kritik ein ‚Film-Kurier' sagen:

»Die letzte Nacht« — Qualen der Menschheit, von K. K. im Epilog seines großen Anklagewerkes in ihrer Intensität verdichtet.

— — Dieses Debakel des Menschentums heute mehr denn je zur Warnung geworden.

(Aufzuführen an allen Schulen, um Nachkriegsprimanern die Hintergründe des Stahlbaderlebnisses zu dekouvrieren.)

K. erhebt sich über seine Symbole hinaus, weil tiefe Liebe und tiefer Haß sie mit Fleisch und Blut erfüllen.

Wie er auch dem Reim neue Bedeutung gibt, es dahin bringt, daß er niemals leer klingelt, sondern Sinn einer ganzen Sache wird. — —

Lotte H. Eisner

Man mußte glauben, der Berliner Theaterreferent der Arbeiter-Zeitung, der zu den »Unüberwindlichen« geschwiegen hatte, sei diesmal befangen gewesen und habe sich durch einen andern vertreten lassen, der zu der »Letzten Nacht« schwieg. Nun verlautet, daß er damals keineswegs geschwiegen, sondern seinen Bericht geschickt hatte, den aber Herr Otto König (zu verwechseln mit dem gleichnamigen Mitarbeiter des Neuen Wiener Journals) bloß nicht erscheinen ließ. Der über Wiener Vorgänge offenbar nicht informierte Berliner Korrespondent, der gewähnt hatte, gerade ein Bericht über die »Unüberwindlichen« werde die Arbeiter-Zeitung fesseln, hat es, nunmehr besser unterrichtet, mit der »Letzten Nacht« wohl erst gar nicht versucht. Daß die sonstige bürgerliche Presse Wiens kuschte versteht sich von selbst. Aber damit nicht die Beruhigung Platz greife, die Publizistik der auswärtigen, selbst der Wiener Sozialdemokratie müsse von einer solchen Aufführung nicht Notiz nehmen, sei der Bericht aufbewahrt, den die ‚Münchener Post' gebracht hat:

Die (von Heinrich Fischer geleitete) Versuchsbühne des Theaters am Schiffbauerdamm zu Berlin hat sich die wohl bedeutendste und

anspruchvollste Aufgabe gestellt, die der Bühne aus dem Schrifttum der Gegenwart überhaupt erwachsen ist: sie hat es unternommen, der grandiosen Vision sinnfällige Gestalt zu verleihen, durch die K. K. sein ungeheuerliches dramatisches Zeugnis von den »Letzten Tagen der Menschheit« epilogisch besiegelt, der Vision einer auf dem Gipfel ihres Frevels aus dem All gejäteten Weltkriegserde.

An eine Gesamt-Aufführung dieses riesenhaft sich entrollenden Panoramas der Schande und des Untergangs, dessen von Grauen geschüttelte Satire den ganzen Fratzenspuk der Einpeitscher und Schmarotzer jenes furchtbaren Blut- und Phrasen-Taumels vorübertreibt, dürfte kaum je zu denken sein. Immer aber wird man einige der mit der Wahrtraumsschärfe der Verzweiflung aufgezeichneten Bilder, dazu manche der durchdringenden Auseinandersetzungen des empörten Gewissens mit dem schönfärberischen Gleichmut, die gesteigerte Vernehmlichkeit der Bühne gewinnen lassen. Das einzigartige Dokument einer unentwegt Lüge verdauenden und Verderben speienden Zeit (und zugleich einer heroischen Selbstbehauptung inmitten von Selbstverrat und Wahnsinn) könnte viele Abende aufwühlenden und drohenden Erinnerns hergeben.

Am schwierigsten wird immer eben der Epilog zu bewältigen sein, dessen hohnvoll erdröhnende Stimme der Verdammung doch eine gewisse Abschwächung erfährt, wenn sie nicht unmittelbar in das Lasten und Gären der immer tiefer verfinsterten Schwüle hinein sich entladen kann, nicht in der Weltgerichtswucht des Abschlusses durch ausgiebig Vorangegangenes motiviert erscheint. Manche der aus dem entsetzlichen Düster des Schlachten-Orkus aufblitzenden Erscheinungen kann die Bühne zu äußerster Einprägsamkeit verstärken. Die von Leo Reuß durchaus nicht eingebungsarm inszenierte Aufführung hat es erwiesen. Anderes wird wohl immer hinter der Gewalt des unvermittelt die Vorstellungskraft erschreckenden Wortes zurückbleiben müssen, — so vor allem die erbarmungslos das Fazit ziehende und Ausrottung verkündende Stimme von oben, der die Akustik einer bloßen Menschenstimme aus den Kulissen unvermeidbar Abbruch tut.

In aller Fragmentarik der Bühnenwirkung dennoch ein bestürzendes Geschehnis und Einsatz des wagenden Versuches an entscheidendem Punkte.

Willi Wolfradt.

Womit wohl zugunsten wie zuungunsten des szenischen Versuches das Zutreffende ausgesprochen ist.

Von welchem Wirrsal der Meinungen die Gestalt des Autors der »Letzten Nacht« umgeben wird und wie sein Charakterbild selbst auf dem Bouwelard schwankt, zeigt die folgende Gegenüberstellung, deren rechtes Stück wohl die äußerste Möglichkeit bedeutet, die durch die Erfindung der Druckerschwärze dem deutschen Spießer gewährt wurde, wenn er es nicht vorzieht,

den Abend im Haus »Vaterland« zu verbringen. Das Blatt, dem es entnommen ist, gehört dem bei Sklareks nassauernden Antisemiten Bruhns und nennt sich ‚Die Wahrheit' (deren Forderungen an der Stelle, wo von einem Kampf Siegfried Jacobsohns gesprochen wird, nicht ganz erfüllt scheinen). Als Vorlesestück übertrifft es den bekannten »Junggesellen«. Der Sperrdruck, der das diabolische Spiel mit dem Namen »Kraus« (wenngleich leider nicht konsequent genug) unterstützt, entspricht genau dem Original.

### Karl Kraus: Die letzte Nacht

Die letzten Tage der Menschheit sind gekommen. Der Weltuntergang bricht an. Nun gärt und kocht und brodelt die letzte Nacht herauf.

Die letzte Nacht! — mit Ekstatik, Blutsümpfen, Röcheln, Wahnsinn, Tod und Grauen; mit Plündern, Beuten, Gieren, Geilen, Fressen. In den Fängen der Drahtverhaue stinken auf faulendem Schlachtfeld die bleichen Skelette zum Himmel, sterben brüllend, ächzend, stöhnend zerfetzte Wesen, verrecken seufzend, versinken in Blindheit. Und einer, dem dieser Anblick zu Gesicht kommt, ergreift in Furcht und Angst und Schauer die Flucht: der General! Zwischen zerspritzten Hirnen, Därmen, Leibern lungern die Kriegsberichterstatter auf Beute für Bleistift und Kamera, über noch lebendem Menschenfleisch stolziert der Husarenoffizier mit gutturalen Kommandotönen, trampelt der Marschall von Eichensieg an der Spitze neuer Millionenheere und feiert den Sieg des Menschenmaterials. Der Mensch als Ware!

Die letzte Nacht! Da preist auf dem Thron der ekelsten Zivili-

### Der krause Literat Karl Kraus

Ganz besonders krause Sachen gehen gewöhnlich bloß des Nachts vor sich, weil man sich doch am helleuchtenden Tage etwas geniert, gar zu kraus zu werden. Bei künstlicher Beleuchtung läßt sich auch die krauseste Krausität leichter ertragen.

Und wenn man schon Karl Kraus heißt und ein grauß er krauser Literaterich ist und ein Theaterstück schrieb, das nun auf die Bretter will, — wie anders kann man ein solch krauses Opus aufführen, als in einer Nachtvorstellung? Also geschah es auch, daß nächtlich, wo doch nur die Geister wandeln sollten, ein Stück von Karl Kraus, »Die letzte Nacht«, der Epilog zu einem von ihm geschriebenen Kriegsstück, von der Versuchsbühne des »Theaters am Schiffbauerdamm« aufgeführt wurde. Versuchsbühne? Ach ja, an eine solche gehört diese tragikomische Sache des Herrn Kraus unbedingt auch hin.

Im übrigen will der Name Karl Kraus verhältnismäßig bekannt dünken: Vor langen Jahren waren seine Prominenz Karl

den Abend im Haus »Vaterland« zu verbringen. Das Blatt, dem es entnommen ist, gehört dem bei Sillareks nassauernden Antisemiten Bruhns und nennt sich „Die Wahrheit" (deren Forderungen an der Stelle, wo von einem Kampf Siegfried Jacobsohns gesprochen wird, nicht ganz erfüllt scheinen). Als Vorlesestück übertrifft es den bekannten »Junggesellen«. Der Sperrdruck, der das diabolische Spiel mit dem Namen »Kraus« (wenngleich leider nicht konsequent genug) unterstützt, entspricht genau dem Original.

### Karl Kraus: Die letzte Nacht

Die letzten Tage der Menschheit sind gekommen. Der Weltuntergang bricht an. Nun gärt und kocht und brodelt die letzte Nacht herauf.

Die letzte Nacht! — mit Ekstatik, Blutsümpfen, Röcheln, Wahnsinn, Tod und Grauen; mit Plündern, Beuten, Gieren, Geilen, Fressen. In den Fängen der Drahtverhaue stinken auf faulendem Schlachtfeld die bleichen Skelette zum Himmel, sterben brüllend, ächzend, stöhnend zeigte Wesen, verrecken seufzend, versinken in Blindheit. Und einer, dem dieser Anblick zu Gesicht kommt, ergreift in Furcht und Angst und Schauer die Flucht: der General! Zwischen zerspritzten Hirnen, Därmen, Leibern lungern die Kriegsberichterstatter auf Beute für Bleistift und Kamera, über noch lebendem Menschenfleisch stolziert der Husarenoffizier mit gutturalen Kommandotönen, trampelt der Marschall von Eichensieg an der Spitze neuer Millionenheere und feiert den Sieg des Menschenmaterials. Der Mensch als Ware!

Die letzte Nacht! Da preist auf dem Thron der ekelsten Zivili-

### Der krause Literat Karl Kraus!

Ganz besonders krause Sachen gehen gewöhnlich Moß des Nachts vor sich, weil man sich doch am helleuchtenden Tage etwas genieret, gar zu kraus zu werden. Bei künstlicher Beleuchtung läßt sich auch die krauseste Krausität leichter ertragen.

Und wenn man schon Karl Kraus heißt und ein grauser krauser Literaterich ist und ein Theaterstück schrieb, das nun auf die Bretter will, — wie anders kann man ein solch krauses Opus anführen, als in einer Nachtvorstellung? Also geschah es auch, daß nächtlich, wo doch nur die Geister wandeln sollten, ein Stück von Karl Kraus, »Die letzte Nacht«, der Epilog zu einem von ihm geschriebenen Kriegsstück, von der Versuchsbühne des »Theaters am Schiffbauerdamm« aufgeführt wurde. Versuchsbühne! Ach ja, an eine solche gehört diese tragikomische Sache des Herrn Kraus unbedingt auch hin.

Im übrigen will der Name Karl Kraus verhältnismäßig bekannt dünken: Vor langen Jahren waren seine Prominenz Karl

sation der Dr. Abendrot den Höhepunkt menschlichen Erfindungsgeistes, die künstliche Lungenpest. Und die Hyänen rauben und geifern, während ihr Herr und Meister Gott vom Throne stößt, dem Nazarener ins Gesicht speit, die ewige Philosophie der Liebe in die Hölle schickt, — der Antichrist ist da! Mit orgiastischem Völlern, Prassen, Huren tanzen die Raubtiere, die Aasgeier über Leichen. In Finsternis und Trümmer und Asche rast das Ebenbild Gottes sich zu Tode, tilgt sich selbst aus, während aus der kosmischen Weite die Stimme der Verdammnis tönt und aus der Höhe der Ewige, der Alte vom Berge, der dem Menschen gab den freien Willen, sich donnernd vernehmen läßt: »Ich habe es nicht gewollt!«

* * *

Im Juli 1917 hat Karl Kraus diese Szene als Epilog zu seinem über siebenhundert Seiten starken Kriegsdrama »Die letzten Tage der Menschheit« geschrieben. Im selben Jahre hat er sie noch in Wien öffentlich zur Vorlesung gebracht. Das soll man zunächst bedenken, — heute, wo Pazifismus doch eine recht bequeme Sache schon geworden ist.

Er hat es geschrieben in seiner unvergleichlichen Sprache und erfüllt von seinem hohen Ethos und seiner tiefen Religiosität. Darin unterscheidet sich dieses Werk von allen übrigen Kriegsdichtungen, daß es neben schärfster Tendenz und stürmischster Anklage ein religiöses Passionsspiel ist, der Schrei, die Offenbarung eines wirklichen Propheten, — daß es Kraus, der Herausgeber der Wiener Krauswochenschrift »Die Fackel«, und seine weiland Fulminanz Sigi Jakobsohn, der Herausgeber der nicht bloß äußerlich so knallrot schillernden »Weltbühne«, trotz der ungefähren Gleichheit ihrer Anschauungs- und Beurteilungstheoreme oder vielleicht aus Konkurrenzneid gerade deswegen miteinander in Krach geraten, den sie so tüchtig coram publico vollführten, daß beiderseits die krausen Locken lustig in der Luft herumwirbelten.

Doch seitdem ist ja viel, viel Zeit vergangen, und nun endlich kann auch Berlin einmal geistige Kinder des Herrn Kraus bewundern. Doch à propos bewundern: Das ist wohl doch ein etwas schiefer Ausdruck. Oder war die Bewunderung so groß, daß man vor lauter Bewunderung nicht feststellen konnte, welche Absicht Herr Kraus mit seinem dramatischen Epilog eigentlich hatte? Höchstwahrscheinlich wollte er pazifistisch dem Kriege so eine ganz kleine Kleinigkeit auswischen. Personen kommen ins Licht, reden allegorisch, oratorisch und orakelhaft ihre (nebenbei gesagt: schlechten) Verse herunter und wählen sodann den besseren Teil der Tapferkeit, indem sie, höchstwahrscheinlich um allzu brausenden Beifallsstürmen zu entgehen, hurtigst wieder verschwinden. Vielleicht auch hatten die agierenden Herrschaften keine Lust, zum Nachtmahl faule Eier zu genießen und sich dabei den Magen nach Herzenslust zu ver-

durch die weite und reiche Skala des Wortes Antlitz und Untergrund der größten Menschheitstragödie und des größten Menschheitsverbrechens als ein universales Abbild erstehen läßt. Kraus' Werk ist keine Arbeit, die vom Leben bei einem Hirn »bestellt« wurde, etwas, das sich entwickelte, kristallisierte und gearbeitet wurde, sondern etwas, das eben da war und Bekenntnis wurde.

In der Beherrschung des Worts, in seiner Schönheit und Tiefe, — man muß das immer wieder sagen — in der Sprachgewalt und dem Sprachreichtum ist Kraus unerreichter Meister. Welche Wirkung geht von dem letzten Stöhnen des sterbenden Soldaten aus! Und welche Weiten erschließen sich in dem Sang, mit dem der Satan gierig-unheimlich Gott vernichtet. In diesen Sätzen — Höhepunkt der Aufführung — lebt eine Welt, wie sie sich nur in den ganz großen Menschheitsdokumenten auftut. Ich stehe nicht an, Kraus zu den größten Sprachkünstlern des Jahrhunderts zu rechnen.

* * *

Leo Reuß, der die Aufführung für die Versuchsbühne des Theaters am Schiffbauerdamm inszenierte, baut seine Szenen auch ganz auf die Sprache auf. Die Bühne ist ein stetes Dunkel, Halbdunkel, durch das Irrlicht, Geisterblitzen, Scheinwerferleuchten, Flackern und Verglimmen huscht und blendet. Die Menschen auf der Bühne sind so weniger Schauspieler als Sprecher. Schöpferische Gestaltung von packender Wirkung ging dabei besonders aus von dem matten Flehen Ernst Ginsbergs als sterben. ... Kann man's wissen?

Auch Kraus ging hier unter die Revueteriche. Zusammenhanglos, bloß um pathetisch klingendes Wortgerassel einerseits und derbe Revuewitzeleien anderseits vom Stapel zu lassen, läßt er diese Figuren reden. Zwischen fadestem Tanzbodengeschmuse und wildest-wuchernder Pathetik ist bei Kraus ein kleinerer Schritt, als gewöhnlich vom Erhabenen zum Lächerlichen. Ob er's am Schreibtisch nicht gefühlt, der krause »Fackel«-Kraus?!

Alles mögliche hat er da witzelnd zusammengewurstelt, besonders Persönlichkeiten aus der ihm nahestehenden literarischen Welt, die er mit glossierenden Floskeln behängt. Was mag das alles aber bloß mit dem Sinn eines Kriegsstücks zu tun haben? Nebbich! Also gar nichts! Hier kann man wirklich von Scherz, Satire, Ironie und flacherer Bedeutung reden. Das Geschmuse wird Selbstzweck, bloß um Stilproben daran vorzunehmen. Sachlich ist das Stück eine einzige Ragoutvermanschung aus allen möglichen und unmöglichen Bestandteilen: Stimmen von oben, Stimmen von unten, Stimmen vom Mars, Stimme Gottes und sonst noch so allerhand und vielerlei, — das will Herr Kraus uns vorgaukeln. Dazu wird das Ganze mit einer scharfen, saftigen, pikant sein sollenden Soße aktueller, boshafter Satiren überspritzt. Ja, so stilsicher ist der versuchsnächtliche Herr »Fackel«-Kraus!

benden Soldaten, den kasperhaften Blechtönen Theo Lingens als Totenkopfhusar und dem vampirhaften Allunterjochen Wolfgang Heinz', des Herrn der Hyänen. Unter Einsatz von Kraft und Können wirkten ferner mit Hans Hinrich, Ernst Stahl-Nachbaur, Paul Morgan, Manfred Fürst, Erich Ponto, Ernst Pröckel, H. v. Twardowski, Friedrich Gnas, Agnes Straub, Margarete Melzer, Anna Höllering. Orkane von langanhaltendem Beifall gehen in eine große Sympathiekundgebung über für den Riesen der Geistigkeit Karl Kraus, dessen Zwerggestalt immer wieder dankend erscheint. Herbert Pfeiffer.

Was übrigblieb bei denen, die ob diesem schaurig-komischen Bühnenschmarrn ihre wohlverdiente Nachtruhe opferten? Unmut ob solch fürchterlichem Durcheinander und ausgewachsener Mißmut, jedoch nie und nimmer Ergriffenheit am Tragischen noch reine Freude am Komischen.

Es war eine Komitragödie um eine tragikomische Versuchsbühne. Versuchsbühne! Das sagt genug. Man unternimmt Versuche in der wohlbegründeten Furcht, daß sie auch mißlingen könnten. Und dieser hier mißlang. Aber ordentlich!!

Man wird — ganz abgesehen von dem Unikum des Spießers, der, angelockt vom Titel »Die letzte Nacht«, eine so schwere Enttäuschung erlebt hat — zugeben, daß es ein doller Kontrast ist. Womöglich noch doller und jedenfalls erheblicher, weil zwischen zwei Berliner Meinungsführern spielend, ist der folgende. ‚Berliner Volkszeitung':

Die letzte Nacht von 1/4 nach 12 bis 1/4 nach 1 wurde im Theater am Schiffbauerdamm wieder einmal Karl Kraus gespielt, und zwar »Die letzte Nacht«, der Epilog zu der großartig grausigen Kriegsdichtung von Karl Kraus »Die letzten Tage der Menschheit«. Das ist kein Drama, aber es ist mehr als all die Theaterstücke und mehr als die meisten Romane, die man über den Krieg geschrieben hat. Es ist das furchtbare Dokument eines anklagenden Schriftstellers, den weißglühende Wut fast zum Dichter macht: der Weltkrieg, aufgenommen von seinem vielleicht schrecklichsten Ort aus — aus Wien, wo es nicht einmal ein Vaterland gab, sondern nur den Staat, für dessen abstrakte habsburgische Scheußlichkeit nun diese Lawine von Mord und Lüge, Elend und Schiebung, Dummheit und Gemeinheit entfesselt wurde. Karl Kraus wechselt da zwischen geltend realistischen Szenen (wie von George Grosz) und phantastischen Einlagen mit Höllengesang und malt so ein Bild dieser auseinanderfallenden Gesellschaft, gegen das Dantes Hölle eine harmlose und herzliche Sache ist.

Dieser Epilog, den man nun in der letzten Nacht spielte, hat keine realistischen Szenen mehr. Er ist nur noch allegorischer Extrakt: sterbende Soldaten im Drahtverhau, verwirrte Generale, seelenlos schmierige Kriegsberichterstatter, immer noch schneidige Totenkopf-

husaren, die kriegswucherischen Hyänen, die die Leichen plündern, der große Dr.-Ing. mit dem neuesten Giftgas, und schließlich die »Stimme von oben«, die im Namen des Weltraums diesem verruchten Planeten Krieg ansagt und ihn ausrottet. Alles strudelt in Versen dahin, die der Haß genial macht; erzwungene Reime ergeben doch grausig brennende Gedankenverbindungen; die erdachten Gestalten erhalten ein spukhaftes Leben. Es ist ungefähr die Technik, die man in den Dramen gleich nach dem Krieg anwandte, aber es ist sicher viel begabter als alles, was die Herren Unruh, Toller und so viele andere produziert haben. — In der ersten Hälfte ist auch die Wirkung sehr stark. In der zweiten, wo allzu lange die Stimmen aus dem Unsichtbaren ertönen und die Bilder der Apokalypse sich mehr häufen als steigern, läßt der Effekt freilich spürbar nach.

Die Regie zu diesem Text, der weitaus bedeutender ist als alles, was Piscator je an Texten gehabt hat, macht Leo Reuß in Piscators Stil — —. Es bleibt ein Unfug, nachts Theater zu spielen, aber an sich hatte diese Extraaufführung eines nicht publikumsmäßigen aber genialen Produkts schon einen Sinn. Schade nur, daß dies Publikum von Theater- und Literaturleuten, die sich um diese Zeit ganz ausschließlich versammeln, der denkbar uninteressanteste Resonanzboden für jeden künstlerischen Versuch ist.

Julius Bab.

Allerhand/und offenbar die Bußkritik eines Kriegsproduzenten, der Lyrik unter der Devise »Jeder Schuß ein Ruß« gesammelt hat, was durch das Bewußtsein, daß es »ein Vaterland gab« niemals zu entschuldigen war. Aber nun das im letzten Heft Versprochene und mit Spannung Erwartete — wie es ist, ausgegraben mit allen Würzlein aus dem 8 Uhr-Abendblatt:

Karl Kraus: »Die letzte Nacht.«
Theater am Schiffbauerdamm.
Von
Felix Hollaender.

Es war schon eine Zumutung, uns nach Mitternacht dies Gesinnungsspektakel vorzusetzen. Hätte man das Aufsagespiel, in dem ein schlechtes Gedicht nach dem anderen herunterdeklamiert wird, in einem pazifistischen Gesangverein zur Darstellung gebracht, die Zuhörer würden das Lokal fluchtartig verlassen haben.

Die Sekte des Herrn Karl Kraus ist sanftmütiger. Sie hat ausgeharrt und am Schluß nicht nur die Schauspieler, die die edlen Verse sprechen durften, mit Beifall überschüttet, sondern auch den Chef, freilich ein wenig mühsam, hervorgejubelt.

Der Gemeinde und ihren Predigern, die von gestern und vorgestern sind, sei dies bescheidene Vergnügen gegönnt. Das Schicksal des Abends wird dadurch nicht im mindesten berührt, wenn ein so

feierliches Wort für den zur Nachtzeit aufgeschlagenen Zirkus überhaupt in Frage kommt.

»Die letzte Nacht« ist als Epilog zu der Tragödie »Die letzten Tage der Menschheit« gedacht, die mit den Geschehnissen nach der Ermordung des österreichischen Thronfolgers beginnt — und mit der Liquidierung der Kriegskatastrophe endet.

Die Marsbewohner, die der entsetzlichen Wirtschaft auf unserem geistig und körperlich gleichmäßig verpesteten und verseuchten Planeten überdrüssig sind, greifen endlich ein. Ein Meteorregen prasselt von ihrem Gestirn und fegt, wirksamer als alle Bomben, die Erdbewohner hinweg.

Eine Stimme von oben tönt:

»Der Sturm gelang. Die Nacht war wild.
Zerstört ist Gottes Ebenbild.«

Ist das nicht hübsch gesagt?! Dann folgt großes Schweigen, bis die Stimme Gottes einsetzt: »Ich habe es nicht gewollt.«

Großartige Bescheidenheit des Dichters Karl Kraus, daß er nicht persönlich eingreift und das letzte Wort sich vorbehält.

Eigentlich hätte in der Generalabrechnung der liebe Gott, der doch an dem ganzen Schlamassel schuld ist, gehörig gerüffelt und de jure abgesetzt werden müssen.

Was hat Gott zu flennen, wenn Karl Kraus den Donnerkeil schwingt, Blitze herniedersausen läßt und unser Sodom und Gomorrah mit Ausnahme des einen Jesus redivivus, für welchen er sich selbst ausgibt, dem Untergange weiht!

Lassen wir indessen für ein kleines diese höchst antiquierte Methode, Gottvater, Gottsohn und den Antichrist zu zitieren, beiseite, und wenden wir uns für einen Augenblick wenigstens der Totalität des Werkes zu.

Man darf wohl sagen, es ist von alttestamentarischer Größe. In jedem Satz, in jeder Zeile, in jedem Vers ist es persönlicher Rache-akt des gekränkten und beleidigten Javeh, der in unserem Deutsch sich Karl Kraus nennt. Wobei es ganz belanglos ist, ob sein heiliger Zorn gegen die »Neue freie Presse« oder Wilhelm II., gegen Hans Müller oder das edle Antlitz Hofmannsthals sich richtet.

Von diesem unentwegt Entrüsteten wird ohne Unterschied der Person, der Rasse und des Glaubens alles verprügelt und verdroschen. Da gibt's eben kein Erbarmen, und belanglos ist es, ob die Alice Schalek, die für die »Freie Presse« Kriegsreportage macht, oder der Roda Roda, oder der Professor Delbrück, oder der Buchhändler Hugo Heller, oder der Hermann Bahr, oder sonst ein Jud oder Christ an der Reihe sind.

Damit keine Verwechslung möglich ist, werden alle namentlich genannt. Die Welt stinkt gen Himmel, ist zum Untergange reif. Es lebe der Gerechte — es lebe Karl Kraus, der größte Moralist des Jahrhunderts in Vergleich zu dem Moses, Christus, Sokrates und Buddha die reinen Waisenknaben gewesen sind.

Er ist das Gewissen der Zeit, wenn auch ein vom Karzinom der Eitelkeit angefressenes Gewissen. Tut nichts. Es wird der Wissenschaft schon gelingen, eines Tages für den Krebs das Allheilmittel zu finden.

Aber sind wir nicht ein wenig vom Thema abgeschweift — geht es um den Mann, oder geht es um das Werk?

Ohne die Nachtvorstellung läge bestimmt kein Anlaß vor, in die Reimschmiede des Herrn Kraus zu treten, seine Lang- und Kurzwellen, seine Knallbonbonverse über uns ergehen zu lassen.

Wir könnten es trotz Clique und Claque getrost der Zeit überlassen, diese Raupachiade in ihr Nichts aufzulösen, über diesen Eklektizismus hinwegzuschreiten. Vor siebzehn Jahren ist dieses Drama konzipiert worden. Es könnte vor siebenmal siebzig Jahren geschrieben sein, so veraltet mutet es nach Form und Inhalt an. Da wird gejodelt und gemauschelt, Goethes tragische Ironie genau so ausgepumpt wie Nestroys urwüchsige Komik. Da wird Hauptmanns und Wedekinds Art stillos durcheinandergewirbelt — da wird noch ein Schuß Offenbach hinzugetan, um der Sauce etwas Pikanterie zu geben. Und das Ganze ist untragbar in seiner grenzenlosen Öde.

Zeitdrama oder Zeitroman mit peinlicher Verwendung von Gegenwartsdokumenten, etwas durchaus Erlaubtes, wenn dahinter ein Dichter steht. Sobald indessen der Fackelträger Kraus in die Sinnlosigkeit dieser Welt hineinleuchtet, entsteht ein Pamphlet, das trotz allem Zeter und Mordio uns kühl bis an das Herz läßt.

Der Epilog »Die letzte Nacht« soll das Fazit des Ganzen geben. Aber wird der Brei, den der aufgeregte Sammler von Zeitdokumenten eingerührt hat, genießbarer, wenn seine sterbenden Soldaten, seine Erblindeten, seine flüchtigen Generale und Kriegsberichterstatter, wenn der Berliner Ingenieur mit dem neuen elektrotechnischen Kriegsapparat, oder die Hyänen Freßsack und Naschkatz als Repräsentanten des Schieber- und Kriegsgewinnlerpacks in Erscheinung treten?

Mag Herr Kraus auf Grund persönlichster Erfahrungen sich als noch so guter Kenner dieser Atmosphäre erweisen, sein Wortschwall hallt an uns vorüber, ganz gleichgültig, ob Gasmasken durcheinanderwirbeln, ob Stimmen von oben und unten tönen, oder ob das geschändete Faust-Gedicht herhalten muß, um einen toten Plunder zu beleben.

Was bleibt übrig: Ein Budenstück, in dem alle Theaterrequisiten verwandt werden, in dem es donnert und blitzt, Funken sprühen und Meteorsteine krachen, oder wenigstens krachen sollen.

Übrig bleibt ein Moralist und Ethiker, wie er noch nie im Buch gestanden hat. Denn vergessen wir nicht, meine Herrschaften: so viel Moral und Ethik ist noch niemals in einem menschlichen Gefäß angesammelt worden.

Und zuletzt gibt es noch einen Frontwechsel. Denn dieses Oeuvre, auf zehn Abende berechnet, war vom Verfasser konsequenterweise für ein Marstheater, nicht für eine berlinische Bühne gedacht.

Wobei billigerweise die Frage nicht unterdrückt werden kann: Was wurde nach Zerstörung unseres Planeten aus dem Dichter Karl Kraus? Er hätte doch zum mindesten in einer Schlußapotheose, schon um den Vergleich mit Jesus Christus durchzuführen, die Himmelfahrt antreten müssen.

Antwort: Da dieser Heilige eigentlich nie vorhanden war, nur von Gnaden der Krausschen Phantasie lebt, so blieb uns Karls Aufstieg glücklicherweise erspart.

Seien wir dankbar und gerecht. Dankbar, daß der Mann, der an allen Wohlgerüchen seiner österreichischen Heimat sich gesättigt hat, der an keiner Kloake vorbeigegangen ist, uns nur einen Bruchteil seines Wustes in der Nacht vom 15. zum 16. Januar 1930 zumutete.

Und gerecht, indem wir anerkennen, daß der hier aufgespeicherte Stoff die Herren Charell und Haller für die nächsten zehn Jahre mit Revuen versorgen könnte. Ja, vielleicht lassen sich sogar mit den »Letzten Tagen der Menschheit« noch bessere Geschäfte als mit den »Drei Musketieren« erzielen.

Zum Schluß noch ein Wort über die Aufführung, die einerseits unter dem Knattern der Maschinengewehre und einer ad hoc komponierten Katzenmusik, andererseits unter grauslichem Geflüster und dahingleitenden Schatten vor sich ging. Spielleiter ist Leo Reuß, der je nach Bedarf seine eindruckslosen Prospekte verfinstert oder belichtet und über die Armseligkeit der Dichtung durch ein beflügeltes Tempo hinwegzuhelfen sucht.

Ein Kollektivlob für die Herren Ponto und Wolfgang Heinz, für Ginsberg, Schweikart, Stahl-Nachbaur und Twardowsky, für Morgan und Fürst, für Pröckl, Dunskus und Karma. Eine Stimme von oben bringt Agnes Straub mit schneidenden Akzenten, grell, großartig, überdeutlich jeden dieser banalen Verse gliedernd.

An den braven Schauspielern hat es also nicht gelegen!

Und pflanzt' es wieder am stillen Ort; nun zweigt es immer und blüht so fort. Oder auch, weil Röslein sprach: ich steche dich, daß du ewig denkst an mich, brach es der wilde Knabe. Stärker das Weh und Ach des Nachdrucks als des Drucks. Hollaender ist berühmt für schlechtes Gedächtnis. Daß die »Letzte Nacht« vor siebzehn Jahren, also vor dem Krieg, konzipiert worden sei, ist eine Überschätzung ihres prophetischen Werts. Was er damit meint, daß sich Herr Kraus »auf Grund persönlichster Erfahrungen« als guten Kenner der Nachkriegsatmosphäre, des Schieber- und Kriegsgewinnlerpacks, mit einem Wort der Gegend des 8 Uhr-Abendblatts erweisen mag, wollte er ihn gerichtlich befragen lassen, verzichtete aber darauf, da man es ja so schwer mit den Berliner »Kadis« hat und es doch

schon des Schweißes der Edlen wert genug wäre, Hollaender zunächst mal als Zeugen vors Gericht zu bekommen. Er hat sich als solcher, unbeschwert von jeglichem Gedächtnis, für hinreichend unbefangen erachtet, um das kritische Richteramt zu übernehmen. Wenn man an die Kritik der »Unüberwindlichen« zurückdenkt, die sein Blatt gebracht hat, so kann man wohl sagen, daß hier der stärkste Fall von Reparationsverpflichtung vorliegen dürfte, der in Deutschland bisher erlebt wurde. Hollaender ist aber auch der erste Kritiker, der sich nicht nur mit der szenischen Tauglichkeit des Epilogs, die ja ein Problem sein mag, sondern auch mit den »Letzten Tagen der Menschheit« als dichterischer und kultureller Leistung auseinandersetzt und den Bann des Respektes brach, der bisher selbst den journalistischen Auswurf gezwungen hat, den bloßen Titel als etwas Vorausgesetztes, aus der Geistesgeschichte nicht mehr Wegzudenkendes mit einem »Unberufen!« zu zitieren. In 31 Aphorismen, die gewiß fortsetzbar wären, aber doch in jedem das Wesentliche zusammenballend, zeigt sich Hollaender mit einem Ungestüm, den man ihm gar nicht zugetraut hätte, als derartigen polemischen Losgeher, daß in ganz Berlin der Fachmann gestaunt und der Laie sich gewundert hat. Umso größer war das Bedauern, daß nach dem Beweis körperlicher Frische, den die Kritik darbot, das Krankheitszeugnis, mit dem er sein Auftreten als Zeuge absagte, Zweifel wecken mußte, die aber wieder zerstreut wurden, als er bald darauf im Rundfunk sprach. Hollaenders Kritik war lange Zeit das Tagesgespräch einer raschlebigen Stadt, in der sonst eine Dummheit die andere jagt. Allgemein wurde die Vermutung aufgestellt, daß Hollaender in der Konkurrenz zur »Letzten Nacht« obsiegen werde. Das war aber unmöglich, denn er hatte zwar das Rennen gewonnen, war aber so vor den andern ans Ziel gelangt, daß er für hors concours erklärt werden mußte. Ein Beispiel dafür, daß Übertreibung bei guten Anlagen alles verderben kann und blinder Eifer nur schadet. Wäre Hollaenders Kritik nicht zu dumm, der erste Preis hätte ihm und keinem andern gebührt. Ein anderer — und ich weiß schon, welcher — konnte aber aus den oben dargelegten Gründen auch nicht in Betracht kommen, und es verlief wie das Hornberger Schießen. Monty Jacobs kann aufatmen.

Wobei billigerweise die Frage nicht unterdrückt werden kann: Was wurde nach Zerstörung unseres Planeten aus dem Dichter Karl Kraus? Er hätte doch zum mindesten in einer Schlußapotheose, schon um den Vergleich mit Jesus Christus durchzuführen, die Himmelfahrt antreten müssen.

Antwort: Da dieser Heilige eigentlich nie vorhanden war, nur von Gnaden der Krausschen Phantasie lebt, so blieb uns Karls Aufstieg glücklicherweise erspart.

Seien wir dankbar und gerecht. Dankbar, daß der Mann, der an allen Wohlgerüchen seiner österreichischen Heimat sich gesättigt hat, der an keiner Kloake vorbeigegangen ist, uns nur einen Bruchteil seines Wustes in der Nacht vom 15. zum 16. Januar 1930 zumutete.

Und gerecht, indem wir anerkennen, daß der hier aufgespeicherte Stoff die Herren Charell und Haller für die nächsten zehn Jahre mit Revuen versorgen könnte. Ja, vielleicht lassen sich sogar mit den »Letzten Tagen der Menschheit« noch bessere Geschäfte als mit den »Drei Musketieren« erzielen.

Zum Schluß noch ein Wort über die Aufführung, die einerseits unter dem Knattern der Maschinengewehre und einer ad hoc komponierten Katzenmusik, andererseits unter grauslichem Geflüster und dahingleitenden Schatten vor sich ging. Spielleiter ist Leo Reuß, der je nach Bedarf seine eindruckslosen Prospekte verfinstert oder belichtet und über die Armseligkeit der Dichtung durch ein beflügeltes Tempo hinwegzuhelfen sucht.

Ein Kollektivlob für die Herren Ponto und Wolfgang Heinz, für Ginsberg, Schweikart, Stahl-Nachbaur und Twardowsky, für Morgan und Fürst, für Pröckl, Dunskus und Karma. Eine Stimme von oben bringt Agnes Straub mit schneidenden Akzenten, grell, großartig, überdeutlich jeden dieser banalen Verse gliedernd.

An den braven Schauspielern hat es also nicht gelegen!

Und pflanzt' es wieder am stillen Ort; nun zweigt es immer und blüht so fort. Oder auch, weil Röslein sprach: ich steche dich, daß du ewig denkst an mich, brach es der wilde Knabe. Stärker das Weh und Ach des Nachdrucks als des Drucks. Hollaender ist berühmt für schlechtes Gedächtnis. Daß die »Letzte Nacht« vor siebzehn Jahren, also vor dem Krieg, konzipiert worden sei, ist eine Überschätzung ihres prophetischen Werts. Was er damit meint, daß sich Herr Kraus »auf Grund persönlichster Erfahrungen« als guten Kenner der Nachkriegsatmosphäre, des Schieber- und Kriegsgewinnlerpacks, mit einem Wort der Gegend des 8 Uhr-Abendblatts erweisen mag, wollte er ihn gerichtlich befragen lassen, verzichtete aber darauf, da man es ja so schwer mit den Berliner »Kadis« hat und es doch schon

des Schweißes der Edlen wert genug wäre, Hollaender zunächst mal als Zeugen vors Gericht zu bekommen. Er hat sich als solcher, unbeschwert von jeglichem Gedächtnis, für hinreichend unbefangen erachtet, um das kritische Richteramt zu übernehmen. Wenn man an die Kritik der »Unüberwindlichen« zurückdenkt, die sein Blatt gebracht hat, so kann man wohl sagen, daß hier der stärkste Fall von Reparationsverpflichtung vorliegen dürfte, der in Deutschland bisher erlebt wurde. Hollaender ist aber auch der erste Kritiker, der sich nicht nur mit der szenischen Tauglichkeit des Epilogs, die ja ein Problem sein mag, sondern auch mit den »Letzten Tagen der Menschheit« als dichterischer und kultureller Leistung auseinandersetzt und den Bann des Respektes brach, der bisher selbst den journalistischen Auswurf gezwungen hat, den bloßen Titel als etwas Vorausgesetztes, aus der Geistesgeschichte nicht mehr Wegzudenkendes mit einem »Unberufen!« zu zitieren. In 31 Aphorismen, die gewiß fortsetzbar wären, aber doch in jedem das Wesentliche zusammenballend, zeigt sich Hollaender mit einem Ungestüm, den man ihm gar nicht zugetraut hätte, als derartigen polemischen Losgeher, daß in ganz Berlin der Fachmann gestaunt und der Laie sich gewundert hat. Umso größer war das Bedauern, daß nach dem Beweis körperlicher Frische, den die Kritik darbot, das Krankheitszeugnis, mit dem er sein Auftreten als Zeuge absagte, Zweifel wecken mußte, die aber wieder zerstreut wurden, als er bald darauf im Rundfunk sprach. Hollaenders Kritik war lange Zeit das Tagesgespräch einer raschlebigen Stadt, in der sonst eine Dummheit die andere jagt. Allgemein wurde die Vermutung aufgestellt, daß Hollaender in der Konkurrenz zur »Letzten Nacht« obsiegen werde. Das war aber unmöglich, denn er hatte zwar das Rennen gewonnen, war aber so vor den andern ans Ziel gelangt, daß er für hors concours erklärt werden mußte. Ein Beispiel dafür, daß Übertreibung bei guten Anlagen alles verderben kann und blinder Eifer nur schadet. Wäre Hollaenders Kritik nicht zu dumm, der erste Preis hätte ihm und keinem andern gebührt. Ein anderer — und ich weiß schon, welcher — konnte aber aus den oben dargelegten Gründen auch nicht in Betracht kommen, und es verlief wie das Hornberger Schießen. Monty Jacobs kann aufatmen.

193

## Inschriften

### Konkurrenz für Kritiker

Spieglein, Spieglein an der Wand:
Wer ist der dümmste im ganzen Land?

*

### Die Sachverständigen

Daß du nicht merkst, woran man darbe,
verpraßt man es in einemfort:
Die Blinden reden von der Farbe,
die Tauben reden von dem Wort;
die Lahmen lehren, wie man tanze,
die Huren, wie man Andacht treibt.
Kurz, Rezensenten gehn aufs Ganze
und können sagen, wie man schreibt.

*

### Sommernachtstraum

Ein wilder Zauber wob durch die Nacht:
das Unkraut wurde lebendig gemacht.
Man vergaß, daß man im Theater saß:
bis vorn an die Rampe wuchs echtes Gras.
Und nichts war von Pappe bis auf die Leute,
die nicht wußten, was ein Vers bedeute.
Man hat, wie Zauber die Sinne umflicht,
vor lauter Wald nicht gehört das Gedicht.
So ward jahrhundertaltes Geisteserbe
gerettet durch Regie und Kunstgewerbe.

*

194

### Der Unterschied

Den Zeitungsmann erfaßt der Neid,
wie wir uns unterscheiden.
Ich hatte so oft Gelegenheit,
sie zu vermeiden.

*

### Wie man's macht, ist's nicht recht.

Kamele zu schlucken, davor möchten seit Jahren
mich die Mücken bewahren.
Und Mücken zu seigen, da warnt meiner Seel'
mich jedes Kamel.

Erweis ich dem Übel zu viel Ehre,
hofft jedes, daß es das kleinere wäre;
und alle fürchten, ich vermöcht' die Gestalten
nicht auseinanderzuhalten.

Doch weil ich am wenigsten kann vertragen,
daß Pharisäer, was ihnen gesagt ist, sagen,
und weil überhaupt ich hab meine Mucken:
so pfleg ich Kamele zu seigen und Mücken zu schlucken.

*

### Einem Raubvogel

Tief in mein Innres reichen seine Krallen:
er stiehlt schon, was mir noch nicht eingefallen.

*

### Wie man's macht, ist's nicht recht.

Kamele zu schlucken, davor möchten seit Jahren
mich die Mücken bewahren.
Und Mücken zu seigen, da warnt meiner Seel'
mich jedes Kamel.

Erweis ich dem Übel zu viel Ehre,
hofft jedes, daß es das kleinere wäre;
und alle fürchten, ich vermöcht' die Gestalten
nicht auseinanderzuhalten.

Doch weil ich am wenigsten kann vertragen,
daß Pharisäer, was ihnen gesagt ist, sagen,
und weil überhaupt ich hab meine Mucken:
so pfleg ich Kamele zu seigen und Mücken zu schlucken.

*

### Der Unterschied

Den Zeitungsmann erfaßt der Neid,
wie wir uns unterscheiden.
Ich hatte so oft Gelegenheit,
sie zu vermeiden.

*

### Einem Raubvogel

Tief in mein Innres reichen seine Krallen:
er stiehlt schon, was mir noch nicht eingefallen.

*

### Ohnmacht.

Ich muß mehr, als ich habe, schenken.
Wenn ich was kann, so kann ich nichts dafür.
Und was ich will, mißlingt: mich abzulenken.
Denk ich an dies und das, um nicht zu denken,
es denkt in mir.

*

### Der Widerspruch.

Was fiel mir ein,
mir altem Hasser?
Ich predigte Wein,
und trank dazu Wasser!
Um noch besser den Widerspruch zu bemerken,
gehn sie hin, sich an meinen Weinen zu stärken.

*

### Grabschrift

Wie leer ist es hier
an meiner Stelle.
Vertan alles Streben.
Nichts bleibt von mir
als die Quelle,
die sie nicht angegeben.

## Frank Wedekind an einen Hund

(Aus der Handschrift, anläßlich der fünfundzwanzigsten Wiederkehr des Tages der »Büchse der Pandora«/29. Mai 1905)

Mein lieber Fischmann!

Du wirst Dich nicht besonders wundern, daß ich Dir schreibe, denn du weißt ja jedenfalls, daß ich von unserer schönen süßen angebeteten Herrin seit drei Wochen keine Nachricht mehr erhalten habe. Nun quält mich aber die Angst, unsere schöne angebetete Herrin könne vielleicht leidend sein, sie könne vielleicht zu Bett liegen müssen, sie könne sich vielleicht nicht so ihres Lebens freuen, wie sie es durch ihre tausend Reize verdient. Deshalb bitte ich Dich, mein lieber Fischmann, mir sofort nur eine kurze Nachricht zu senden, wie es unserer geliebten theuren Herrin ergeht. Deine Schrift werde ich ja wohl entziffern können, denn sie wird sich wie ich sie beurtheile nicht sehr von der unserer schönen Königin unterscheiden. Bist Du, lieber Fischmann, doch das einzige Geschöpf auf dieser Welt, das unsere angebetete Göttin völlig ernst nimmt, und um diesen Vorzug bist Du wirklich zu beneiden. Sobald Du in Frage kommst, hören plötzlich Scherz und Laune auf. Ich mag nicht sagen, wieviel tausend Menschen sie um Dich, lieber Fischmann, freudig abgeschlachtet sehen würde. Ich bitte Dich nur, unserer herrlichen Göttin nichts von meiner Liebe zu ihr zu erzählen. Du fühlst ja wohl heraus, wie es damit in mir aussieht. Aber solche Dinge fallen ihr auf die Nerven. Im Vertrauen gesagt, steht es jetzt thatsächlich so mit mir, daß ich die Augen nicht mehr schließen kann, ohne sofort von Allem, was sie innen und außen ist, zu träumen. Ich bin hier noch bis nächsten Mittwoch gebunden. Wenn Du

## Frank Wedekind an einen Hund

(Aus der Handschrift, anläßlich der fünfundzwanzigsten Wiederkehr des Tages der »Büchse der Pandora« (29. Mai 1905)

Mein lieber Fischmann!

Du wirst Dich nicht besonders wundern, daß ich Dir schreibe, denn du weißt ja jedenfalls, daß ich von unserer schönen süßen angebeteten Herrin seit drei Wochen keine Nachricht mehr erhalten habe. Nun quält mich aber die Angst, unsere schöne angebetete Herrin könne vielleicht leidend sein, sie könne vielleicht zu Bett liegen müssen, sie könne sich vielleicht nicht so ihres Lebens freuen, wie sie es durch ihre tausend Reize verdient. Deshalb bitte ich Dich, mein lieber Fischmann, mir sofort nur eine kurze Nachricht zu senden, wie es unserer geliebten theuren Herrin ergeht. Deine Schrift werde ich ja wohl entziffern können, denn sie wird sich wie ich sie beurtheile nicht sehr von der unserer schönen Königin unterscheiden. Bist Du, lieber Fischmann, doch das einzige Geschöpf auf dieser Welt, das unsere angebetete Göttin völlig ernst nimmt, und um diesen Vorzug bist Du wirklich zu beneiden. Sobald Du in Frage kommst, hören plötzlich Scherz und Launen auf. Ich mag nicht sagen, wieviel tausend Menschen sie um Dich, lieber Fischmann, freudig abgeschlachtet sehen würde. Ich bitte Dich nur, unserer herrlichen Göttin nichts von meiner Liebe zu ihr zu erzählen. Du fühlst ja wohl heraus, wie es damit in mir aussieht. Aber solche Dinge fallen ihr auf die Nerven. Im Vertrauen gesagt, steht es jetzt thatsächlich so mit mir, daß ich die Augen nicht mehr schließen kann, ohne sofort von Allem, was sie innen und außen ist, zu träumen. Ich bin hier noch bis nächsten Mittwoch gebunden. Wenn Du

mir verrätst, wo Ihr dann seid, werde ich den Versuch machen, sie zu versöhnen. Aber zeige ihr diesen Brief nicht. Sie würde ihn furchtbar albern finden. Eigentlich sind wir doch Lebensgefährten; unsere schöne Herrin führt uns Beide an der Leine, nur mit dem Unterschied, daß Du eine bessere Erziehung genossen hast.

Mit herzlichen Grüßen

Dein getreuer Freund und Bruder

Wedekind.

München, Franz Josefsstraße 42. II. 28. 7. 5.

## Schweres Rätsel, leicht zu lösen

Als Instrument dient vielfach es zum Klemmen.
Ein Zustand ist's von Drang und schwerer Not.
Es ist die Macht, die sich durch kein Gebot
der Menschlichkeit läßt hindern oder hemmen.

Nicht das Gesetz, nicht des Gewissens Mahnen
verkürzt der Willkür selbstverliehnes Recht,
und kein Tyrann hat jemals sich erfrecht
zu solchem Druck auf seine Untertanen.

Das droht am Abend, wenn der Tag geendet,
das sinnt auf Listen, bis der Morgen graut
und bis die Sonne Gottes nachgeschaut,
ob nicht dein Glück zerstört, dein Ruf geschändet.

Doch an den Druck gewöhnt, kannst nicht mehr leben
du ohne ihn, und stürbest du an ihm.
Der Teufel wirkt, denn er wirkt anonym,
und kann ja doch auch in den Himmel heben.

Dies ist ein Glaube, wirkend wahre Wunder
aus schwarzem Nebel, der am Horizont;
und alles wird auch anders noch gekonnt,
und jeder andre Glaube ward zum Plunder.

Ein Pack von Schächern, schadenfroher Miene,
gibt aller Wahrheit Ehre in den Kauf,
gebietet dem Verhängnis seinen Lauf,
und sitzt verborgen hinter der Maschine.

Als Instrument dient vielfach sie zum Klemmen.
Der Zustand ist's des Drangs und schwerer Not.
Es ist die Macht, die sich durch kein Gebot
Der Menschlichkeit läßt hindern oder hemmen.

## Schweres Rätsel, leicht zu lösen

Als Instrument dient vielfach es zum Klemmen.
Ein Zustand ist's von Drang und schwerer Not.
Es ist die Macht, die sich durch kein Gebot
der Menschlichkeit läßt hindern oder hemmen.

Nicht das Gesetz, nicht des Gewissens Mahnen
verkürzt der Willkür selbstverliehnes Recht,
und kein Tyrann hat jemals sich erfrecht
zu solchem Druck auf seine Untertanen.

Das droht am Abend, wenn der Tag geendet,
das sinnt auf Listen, bis der Morgen graut
und bis die Sonne Gottes nachgeschaut,
ob nicht dein Glück zerstört, dein Ruf geschändet.

Doch an den Druck gewöhnt, kannst nicht mehr leben
du ohne ihn, und stürbest du an ihm.
Der Teufel wirkt, denn er wirkt anonym,
und kann ja doch auch in den Himmel heben.

Dies ist ein Glaube, wirkend wahre Wunder
aus schwarzem Nebel, der am Horizont;
und alles wird auch anders noch gekonnt,
und jeder andre Glaube ward zum Plunder.

Ein Pack von Schächern, schadenfroher Miene,
gibt aller Wahrheit Ehre in den Kauf,
gebietet dem Verhängnis seinen Lauf,
und sitzt verborgen hinter der Maschine.

Als Instrument dient vielfach sie zum Klemmen.
Der Zustand ist's des Drangs und schwerer Not.
Es ist die Macht, die sich durch kein Gebot
Der Menschlichkeit läßt hindern oder hemmen.